Ph. sp. ~~901~~ 895b (3

U

Philos. Theol. Nat. 1072.

R

Von dem

Ursprung und den Absichten

des

Uebels.

Dritter und letzter Band.

Leipzig,

bey Siegfried Lebrecht Crusius. 1787.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Von je her hat man über die Frage, von dem Ursprunge des Uebels, nachgedacht, und unter vielem Geschwätz ist manches vortrefliche gesagt worden, woraus man schon lange, deucht mir, ein

ziemlich vollständiges und befriedigendens System hätte verfertigen können. Die Alten schon hatten viele Sätze geliefert, die nachher mit Nutzen gebraucht worden sind. Schon Euklides von Megara hatte den Satz behauptet, daß das Uebel ein Nichts, eine bloße Abwesenheit des Guten, wäre. *) Büsching, in seiner Vergleichung der griechischen Philosophie mit der Neuern, **) führt den Platinus an, welcher spricht: das Uebel ist eine Art des Nichts; ***) und

den

*) Diog. Laert. in vita Euclidis. Τα δε αντικειμενα τω αγαθω ανηρει μη ειναι φασκων.

**) Berlin, 1785.

***) Το κακον οιον ειδος του μη οντος.

den Simplizius, welcher sagt: das Böse hat keine Wirklichkeit in der Welt. *)

Ich habe über diesen Saz meine Meinung schon gesagt, und halte mich dabei nicht auf.

Von einem sehr merkwürdigen Buche muß ich aber noch etwas sagen. Es führt den Titel:

Eilhardi Lubini Phosphorus, sive de prima causa et natura mali Tractatus hypermetaphysicus.

Ist gedrukt zu Rostock, im Jahr 1596. Man muß sich aber durch den seltsamen

*) ουδε κακου φυσις εν κοσμῳ.

Titel und durch die Zeit der Herausgabe nicht abschrekken lassen. Es ist freilich vieles Unverdautes und den Zeiten Angemessenes darin: man muß sich durch die erste Hälfte dieses kleinen Buches durcharbeiten; es ist wenig Ordnung darin, es glänzt aber von lichten Zügen, worüber der Leser sich wundern muß.

Auf die Frage: warum Gott das Uebel in der Welt nicht aufhebt? antwortet er: **Gott konnte nicht, Gott mußte nicht.** *) Er sagt weiter: Du sprichst, Gott konnte das Uebel verhindern,

*) ne autem te diu detineam, quatuor verbis respondeo: *non potuit, non debuit.*

hindern, weil er allmächtig ist; er mußte es verhindern, weil er gütig ist. Und ich antworte: **Er konnte das Uebel nicht verhindern, weil er allmächtig ist; er mußte das Uebel nicht verhindern, weil er gütig ist.** *) Gott wollte das Uebel; du frägst: warum? weil, wenn du das Uebel wegnimmst, das Gute zugleich verloren geht. **)

Er lehrt, daß das Uebel nicht vom Teufel herkömmt, sondern blos ein nothwendi-

*) dixisti, potuit Deus malum impedire quia omnipotens est, debuit, quia bonus est. Imo respondeo ejo: *non potuit malum impedire, quia omnipotens est, non debuit malum impedire, quia bonus est.*

**) malum esse voluit; quid ita? inquis, quia malum si tollas, bonum tollis.

wendiger Mangel, oder eine Einschränkung des Guten ist.

Dies war alles, was ich über diese Materie in alten und neuen Schriftstellern habe entdekken können. Ob dieses das Werk, welches ich hiermit dem Publikum übergebe, überflüßig macht, wird der Leser entscheiden.

V. Buch.

Von den Absichten des Uebels.

Vorerinnerung.

In den ersten Büchern dieses Werkes habe ich zu beweisen gesucht, daß das Uebel kein außerwesentlicher Zusatz in der Welt ist, sondern daß es zu dem Wesen derselben gehört, gar nicht davon, und von keiner denkbaren Welt zu trennen ist. Es ist eine Wirkung, und zwar eine unvermeidliche Wirkung der wohlthätigen Kräfte, eine Irrung, ein Uebermaaß des Guten.

Nun wage ich ein grösseres Unternehmen; ich will zeigen, daß

das Uebel eine der wohlthätigsten Einrichtungen Gottes, die Quelle der Vollkommenheit und des Glüks der Menschen ist.

Ja, ich bin versichert, und hoffe es, den aufmerksamen und denkenden Leser davon zu über=

überzeugen, daß ohne das Uebel die Welt weit unvollkommner, und der Mensch weit weniger edel und glüklich seyn würde.

Und so muß es auch seyn. — Freilich darf ich den Schöpfer nicht anklagen, wenn das Uebel unvermeidlich ist. Er konnte es wohl nicht ändern, wenn Er nie anders als nach allgemeinen Gesetzen regieren wollte. Aber, wenn ich unglüklich bin, dann wünschte ich doch, daß er seine allgemeinen Gesetze unterbräche; und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Er es könnte, wenn Er nur wollte. Dann frage ich: Warum will Er es denn nicht? Oder wohl gar: Warum gab Er mir das Leben? Nein; wenn ich mit Geduld leiden soll, so muß ich wissen, warum ich leide, und was ich für Vortheil davon habe. *)

I. Ab-

*) „Die einzige Antwort, die mich befriedigt, wenn „ich frage: Warum ist Böses in der Welt? „bleibt also immer die: weil es zu einem grös„sern Gute, wohlbemerkt, in eben der Welt, „dient. Es befriedigt mich nicht, wenn man „mir blos sagt: Gott hat das Böse aus ge„rechten, uns unbekannten, Ursachen in die „Welt gebracht; wenn man nicht hinzufügt: „Und diese Ursachen sind ein größeres „Gut, das Er in der Welt erreichen wollte.„ Apologie des Sokrates von Eberhard, 2. Theil, Seite 192.

I. Abschnitt.

Das Uebel ist Gottes Werk, folglich muß es gut seyn.

Gott hat das Uebel so wohl, als das Gute, geschaffen.

Ich kann von diesem Satze gar nicht abgehen; denn das Uebel einem mächtigen bösen Wesen zuschreiben, oder Gott damit entschuldigen (oder rechtfertigen), daß er das Böse nicht gewollt, sondern nur zugelassen hat, ist eines so unphilosophisch, als das andre. Man sehe, was ich darüber schon gesagt habe.

Wie will man in Gott einen Unterschied zwischen Willen und Zulassung denken? Bei dem Menschen, einem schwachen Wesen, welches nur thut, was es kann, ist dieser Unterschied allerdings gegründet: aber bei Gott, der allmächtig ist, der schaffen und nicht schaffen konnte, den nichts nöthigte, — Ihm muß man alles zuschreiben, was geschieht; Er hat alles gewollt.

Fromme Leser! glaubet nicht, daß ich durch diese Behauptung Gottes Ehre zu nahe trete; ich verehre Gott. Bedenket aber, was

Jesus, den ihr nicht der Irreligiosität beschuldigen werdet, hierüber gesagt hat:

„Es fällt kein Sperling auf die Erde, ohne „den Willen unsers himmlischen Vaters, und „selbst die Haare auf eurem Haupte sind alle „gezählt.„

Wenn kein Sperling ohne den Willen unsers Vaters fallen kann, konnten denn Messina und Lissabon ohne seinen Willen fallen? Wenn die Haare auf unserm Haupte gezählt sind, sollten nicht auch unser Wohl und Weh, unser Glük und Leiden, gezählt seyn? Bedenket, daß Jesus nicht von Zulassung, sondern von Willen spricht.

„Niemand, sagt Jesus, kann in das Haus „des starken Mannes einbrechen und es bestehlen, wenn er nicht den starken Mann bindet.“

Was heißt das? ich will es übersetzen: „Niemand kann in Gottes Haus, in die Welt, „eindringen, und Schaden darin anrichten, „ohne Gott überwunden zu haben.„ Ist das richtig?

Wenn nun aber Niemand Gott binden, überwältigen kann, so kann auch Niemand wider seinen Willen Schaden anrichten. — Wenn also Schaden geschieht, so hat es Gott gethan.

Wollt

Wollt ihr nicht sagen — gethan, gewollt; — gut; saget — zugelassen. Bedenket aber, daß Gott allmächtig ist, alles weiß, alles vorher gesehen hat. Und nun saget: Wer das Uebel vorher sieht, es abwenden kann, und doch nicht abwendet, gibt der nicht zu dem Uebel seine Einwilligung? Will er das Uebel nicht? Ihr sehet, z. B. daß euer erzürnter Sohn einen Stein in der Hand hat, ihr wisset, daß er niemals sein Ziel verfehlt, ihr seht von fern seinen Gegner kommen; ihr wisset also, daß euer Sohn jenen verwunden wird. Ihr stehet dabei, ihr dürft nur verbieten, aufs höchste den Stein eurem Sohn aus der Hand nehmen — ihr thut es aber nicht, und der Schaden geschieht. Habt ihr es nicht gewollt? Und wenn Klage entstünde, würdet ihr nicht zur Verantwortung und zum möglichen Ersatze gezogen werden? Sehet ihr selbst, ob dieses Gleichniß nicht auf Gott paßt!

Also hat Gott das Uebel gewollt, gethan.

Und — es freuet mich, daß Er's gethan hat; denn nun weiß ich, daß es nur dem Scheine nach, und nicht in der That, Uebel ist. Hier sind meine Gründe:

Gott ist gütig und weise — Weisheit und Güte sind unzertrennlich, zumal wenn

kein Bedürfniß statt findet. Die Weisheit und Güte des Schöpfers leuchten in der Schöpfung hervor. Und selbst durch das Uebel, wenn ich auch die Absicht desselben nicht entdekken könnte, laß ich mich nicht irre machen. Denn ich sehe, daß nicht das Uebel, sondern daß Güte Absicht und Endzwek ist; das Uebel ist nur Nebensache, nur Zufall, wenn ich so sagen darf. Gottes Güte bleibt mir dabei unzweifelhaft.

Ein gütiges Wesen kann aber nimmermehr das Uebel als Endzwek wollen. Als Mittel kann es solches wohl gebrauchen. — Ein Vater legt ja wohl seinem geliebten Sohne Leiden auf — Niemals aber kann das Uebel die letzte Absicht des allgütigen Wesens seyn; es wäre ein Widerspruch. Aus Unwissenheit irrt der Mensch oft; aus Schwachheit, aus Bedürfniß und Leidenschaft thut er zuweilen, wider besseres Wissen und Wollen, Böses — bei Gott aber kann keine Irrung statt finden; seine Macht, seine Weisheit machen ihm das Böse unnütz und den Irrthum unmöglich; und seine Güte macht ihm das Gute nothwendig. Also

„Was Gott thut, das ist wohl gethan:„ alle seine Werke sind gut.

Er hat das Uebel, was in der Welt ist, gewollt, gethan. Also muß auch das Uebel gut seyn: und weil es an und für sich nicht gut ist, so muß es Gutes erzeugen. Dieser Schluß ist nothwendig.

Leibnitz sagte: **Alles ist gut;** er suchte das Uebel zu entschuldigen und Gott zu rechtfertigen. Eigentlich sollte er nach seinem Systeme sagen: Alles ist, des Uebels **ohnerachtet**, gut. Ich gehe weiter, und spreche: Alles ist gut, **auch das Uebel;** das Uebel ist ein Theil der Güte der Welt. Leibnitz erklärte das Uebel für einen nothwendigen Anhang des Guten; das thue ich auch; thue hierin aber noch einen Schritt, und behaupte, daß es ein Werkzeug, eine Quelle des Guten ist. Ja, wenn ich mich nicht irre, so ist es eine reiche Quelle des größten, wünschenswürdigsten Gutes.

Schon die Stoiker führten eine ähnliche Sprache. „Da alles, was geschieht, sagten sie, in Gott und durch Gott geschieht, Gott aber das weiseste und gütigste Wesen ist; so wird auch die Welt nach einer wohlthätigen Absicht regiert. Geschieht es zuweilen, daß gewisse Dinge einzelnen Theilen der Welt unangenehm sind, so sind sie doch, gleich bittern,

aber heilsamen Arzneien, dem Ganzen nützlich: was aber dem Ganzen nützlich ist, das ist auch seinen Theilen nicht schädlich. Weder durch Gott, noch durch die an sich todte Materie kann also ein Uebel in die Welt kommen.

II. Abschnitt.

Durch das Uebel lernt man das Wohlseyn fühlen.

I. Kapitel.

Das Uebel erhöht das Gefühl des Wohlseyns.

Es ist gewiß, daß man den Werth eines Gutes nicht eher fühlt, als bis man dessen beraubt ist. Der Gesunde fühlt seine Gesundheit nicht. Durch die Vergleichung seines Zustandes mit der Krankheit, der Schwäche, den Leiden Andrer kann er sein Glük wohl erkennen; aber diese Erkenntniß ist nur kalte Anschauung, nicht inniges, erfreuliches Gefühl. Ganz anders empfindet der Genesende die Gesundheit. Jede Bewegung, die er jezt wieder, nach langer Beraubung seiner Kräfte, machen kann, jeder erneuerte Eindruk in seine

Sinne, entzükt ihn. Die Sonne scheint ihm heiterer, die Luft ist balsamischer, die Bäume sind grüner, die Welt ist ihm vergnügt. *)

Der

*) O jours de la Convalescence!
Jours d'une pure Volupté!
Cest une nouvelle naissance,
Un rayon d'immortalité!
Quel feu! tous les plaisirs ont volé dans mon ame,
J'adore avec transport le céleste flambeau;
Tout m'intéresse, tout m'enflamme,
Pour moi l'Univers est nouveau.
Sans doute que le Dieu, qui nous rend l'existence,
A l'heureuse Convalescenee
Pour de nouveaux plaisirs donne de nouveaux sens;
A ses regards impatiens
Le cahos fuit; tout nait; la lumière commence;
Tout brille des feux du Printems;
Les plus simples objets, le chant d'une fauvette,
Le matin d'un beau jour, la verdure des bois,
La fraicheur d'une violette,
Mille spectacles, qu'autrefois
On voyoit avec nonchalance,
Transportent aujourd'hui, présentent des appas
Inconnus à l'indifférence,
Et que la foule ne voit pas.
Tout s'emousse dans l'habitude,
L'amour s'endort sans volupté,
Las des mêmes plaisirs, las de leur multitude,
Le sentiment n'est plus flatté;
Dans le fracas des jeux, dans la plus vive Orgie,

 L'

Der Reiche, der immer im Ueberfluß gelebt hat, nutzet seinen Reichthum, ohne ihn zu

L'esprit sans force et sans clarté
Ne trouve que la léthargie
De l' insipide oisiveté.
Cléon, depuis dix ans de fêtes et d' yvresse
Frais, brillant d' embonpoint, ramené chaque jour
Entre la jeunesse et l' amour,
Dans le néant de la molesse
Dort et végète tour à tour.
Lisis depuis long tems plonge dans les ténèbres
Entre Hypocrate et les ennuis
Libre de leurs chaines funèbres,
Vient de quitter enfin leurs lugubres reduits;
Observe les tous deux dans une même fête:
Cléon n' y paroitra que distrait ou glacé;
Tout glisse sur ses sens, nul plaisir ne s' arrête
Au fond de son coeur émoussé.
Tont charmera Lisis: cette Nymphe est plus belle,
Cette Syrène a mieux chanté,
D' un plus aimable feu ce Champagne éteincelle,
Ces Convives joyeux sont la troupe immortelle.
Cette Brune charmante est la Divinité.
Cléon est un Sultan, qu' un bonheur trop facile
Prive du sentiment, des ardeurs, des transports;
En vain de cent Beautés une troupe inutile
Lui cherche des desirs: infructueux efforts!
Mahomet est au rang des morts.
Lisis dans ses ardeurs nouvelles
Est un voyageur de retour;
Eloigné des Jeux et des Belles,

Le

zu genießen; die Annehmlichkeiten seines Zustandes rühren sein Herz nicht. Man wird — und zwar nur allzubald — alles müde. — Ganz anders fühlt derjenige die Süßigkeiten des Wohlstandes, der vorher arm gewesen, oder sonst in einer Lage gewesen ist, wo er diese Bequemlichkeiten nicht genießen konnte.

Eben so verhält sichs mit der Ruhe der Seele, mit der Freundschaft, mit der Liebe; kurz, mit allen Gefühlen; sie verliehren, so wie die sinnlichen Eindrücke, durch die Gewöhnung und den langen Genuß, ihre ganze Kraft.

Nach einem strengen, rauhen Winter ist der erste Blik des Frühlings unaussprechlich schön. Bald aber verschwindet dieser Reiz; und wenn die Natur in voller Pracht glänzet, fühlen wir ihre Schönheiten nicht mehr; das innige Gefühl ist dahin. Ein Ungewitter belebt von neuem alles.

Lange

Le plus triste Vaisseau fut long tems son séjour.
Il touche le rivage; à l'instant tout l'invite,
Et pour Lisis dans ce beau jour
La première Philis des hameaux d'alentour
Est la Sultane favorite,
Et le miracle de l' amour.

Gresset.

Lange Ruh versenkt das Herz in Mattigkeit, in empfindungslosen Schlummer. Wir bedürfen Abwechselung, Aufmunterung; wir müssen aus dem Schlummer erschüttert werden. Der Wechsel des Guten reicht nicht zu, uns zu wekken, er hat keinen Stachel. Nur der Unfall, der Schmerz, muntert uns auf, und macht unsre Kräfte rege.

„Vergangnes Leid muß Wohlseyn fühlen lehren;
„Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.„
Haller.

Mit allen unangenehmen Empfindungen ist es eben so, wie mit dem Hunger, beschaffen. Dieser würzt die Speisen; jene den Genuß. Ohne den Hunger ist auch die lekkerhafteste Speise unschmakhaft; ohne gelitten zu haben findet man an den Freuden des Lebens wenig Reiz.

II. Kapitel.

Ohne das Uebel würde man das Wohl gar nicht fühlen.

Nicht allein hebt das Uebel das Gefühl des Guten, sondern es erzeugt dieses Gefühl. Das heißt: ein Mensch, der niemals gelitten hätte, der

der immer im Wohlstande gewesen wäre, könnte sich von seinem Wohlstande, durch Nachdenken und Vergleichung mit Andern, zwar wohl einen Begriff machen; aber fühlen würde er eigentlich dabei nichts. Ja selbst um sich einen Begriff von seinem bessern Zustande zu machen, ist es nöthig, daß er ihn mit dem schlechtern Zustande Andrer vergleichen könne. Mithin ist das Uebel selbst zur Einsicht des Guten nothwendig.

Das Uebel hat keine andre Kraft, als die, welche wir selbst, durch den Begriff, den wir davon haben, durch unsre Furcht und unsre Ungeduld, ihm geben. Eben so hat das Wohl nur den Werth, den wir ihm durch Vorstellung und Gefühl beilegen. Die Realität, das Physische, thut in allen Fällen wenig Wirkung. Unser Gefühl ist jedesmal das Maaß unsers Leidens und unsers Wohlseyns; und unser Gefühl hängt von unsern Vorstellungen, von den Begriffen ab, die wir uns von Glük und Unglük, von Ehre, von Begünstigung und Vernachläßigung machen. Wenn wir uns an die Stelle des Kamtschadalen oder Feuerländers denken, überfällt uns ein Schauer. Der Kamtschadal und der Feuerländer aber sind zufrieden; sie wissens nicht anders. Der Italiäner, welcher vielleicht den schönsten Theil der

Erde bewohnt, fühlt seine Vortheile nicht. Und wenn er nicht wenigstens von minder beglükten Himmelsstrichen hörte; wenn er nicht auch dann und wann rauhe Luft fühlte und trübe Tage sähe; so würde er von den Annehmlichkeiten seiner heiteren Tage keinen Begriff haben. Also fühlen wir Gutes und Böses nur nach dem Maaße, als wir solche schätzen. Wenn das ist, so wird es mir leicht zu beweisen seyn, daß es **ohne Uebel gar kein Glük für uns geben kann.**

So lange man seinen jetzigen Zustand nicht messen kann, kann man sich keinen Begriff von seinem Werthe oder Unwerthe machen. Messen aber kann man ihn nur durch Vergleichung. Vergleichung mit andern gibt den Begriff des Vorzuges; nur die Vergleichung mit seinem eignen Gefühle gibt das Gefühl des Glüks und Unglüks. So fragte ein Jüngling seinen Hofmeister, bei einem Feste: Habe ich viel Vergnügen? Diese Frage, welche in dem Munde eines jungen Menschen lächerlich klingt, ist sehr gegründet. Nur beweist sie, daß der Jüngling in dem Vergnügen ein Neuling seyn mußte. Ein solcher Jüngling ist, zumal für uns, eine seltne Erscheinung; deswegen kömmt er uns so lächerlich vor.

Aber,

Aber, ohne Vergleichung, mithin ohne Leiden, würde der Mensch doch Wohlbehagen empfinden, und folglich Glük genießen! — Falsch. Sein Wohlbehagen wäre ganz matt — ein bloßer Zustand, kein Gefühl — denn er hätte es immer genossen. Gewohnheit aber macht jedes Gefühl stumpf; und dann würde er auch seine Gefühle nicht schätzen, ihren Werth nicht einsehen; es wäre ihm das ewige Einerlei. — Die Aalpastete. *) Und wenn ein solcher auch einiges Wohlbehagen fühlte, so wäre dieses Gefühl schwach, es verdiente nicht Glük genannt zu werden.

Wenn man also Glük genießen, empfinden will, muß man es schätzen können; und um es schätzen zu können, muß man es lernen.

Und wie soll man es lernen? Glük ist Verhältniß; denn der Reiche, z. B. findet sehr schlecht, was dem Armen vortreslich scheint. Verhältnisse aber kann man nur durch Vergleichung erkennen. Womit soll man nun den glük-

*) Comme ils sont toujours bien, leur joie est tout usée,
Vous ne les voyez plus jetter une risée.
Il leur faudroit du mal et du travail parfois.
Gresset.

glüklichen Zustand vergleichen? Mit einem minder glüklichen? Gut; allein der Abstand von einem zum andern wird gering, und der Eindruk nur schwach seyn. Ich werde das ganze Maaß des Glüks nicht kennen, weil ich die niedrigste Stuffe desselben, welche mir zum Maaßstabe der andern dient, nicht als Glük, sondern blos als Zustand, und vielleicht wohl gar als ein Uebel betrachten werde. Wer den Gipfel eines Berges von dem Bett desselben, der schon ein Berg ist, ausmißt, der verliehrt von der wahren Höhe des Gipfels die ganze Höhe des Bettes, und denkt nur einen unbeträchtlichen Hügel vor sich zu haben. Also verliehre ich bei der Schätzung des Glüks viel, wenn ich es nur von dem Wohlstande an rechne. So z. B. wer die Gesundheit und die gewöhnliche Manneskraft für einen bloßen Zustand hält, und nur höhere, seltene Kraft ein Glük schätzt, wie wenig wird der Glük finden? Wer sein gewöhnliches reichliches Auskommen für nichts achtet, und nur das Fernere zufällige ein Glük nennt, wie viel Glük wird er berechnen? Und so ists mit der Schätzung des Guten beschaffen. Leben, Gesundheit, Kraft, reichliches Auskommen, alles, was gewöhnlich ist, wird für einen bloßen Zustand gehalten: nur das Mehrere heißt Glük; und was darunter

ter ist, heißt Uebel. So sind die Menschen beschaffen, ob sie gleich täglich Leiden vor Augen haben, und manchmal selbst erfahren; was wäre es dann, wenn sie keine Leiden hätten?

„Wenn alles in der Welt gut und schön „wäre, sagt Voltaire, so ists augenscheinlich, „daß man nichts bewundern würde: man würde „blos genießen — (ja physisch genießen, ohne Erkenntniß und Bewußtseyn seines Zustandes) „Würde man aber im Genuß Vergnü„gen empfinden? Das ist eine große Frage*) „ Mir deucht, die Frage ist entschieden, und zwar aus der Erfahrung. Nein, wir würden kein Vergnügen haben. Empfinden, fühlen wir ein merkliches Vergnügen bei dem Genuß einer ununterbrochenen Gesundheit? Ist unser Vergnügen, wenn wir unser Glük hierin bedenken, mit dem Glük in Verhältniß?

Und wenn auch nur das Bewundern darüber verlohren ginge, so hätten wir vieles ver-

*) Si tout étoit beau et bon, il est clair, qu'on n'admireroit plus rien; on jouiroit. Mais auroit-on du plaisir en jouïssant? C'est une grande question. (Questions sur l'Encyclopédie, Art. *Rare.*

verlohren. Die Bewunderung erhebt die Seele. Das

Nil admirari

klingt ganz gut in der Stoischen Philosophie; ob es aber das Glük, die Veredlung des Menschen, befördern möchte, daran ist sehr zu zweifeln.

Aber auch mit diesem Vorschlage, das Glük mit dem bloßen Wohlstande zu vergleichen und zu messen, würden unsre Klagen, unsre Unzufriedenheit, nicht gehoben werden. Gewiß würde der Mensch über sein geringes und seltenes Glük klagen, und den bloßen Wohlstand als ein Uebel ansehen. Nennen wir nicht schon eine Verminderung des Glüks Uebel? Was würden wir dann thun, wenn wir nichts schwereres kennten, als Verminderung des Glüks? Man höre das Wehklagen eines Höflings, den die Ungnade seines Fürsten auf ein schönes Landgut verwieß. *)

Will

*) Wie ängstlich wimmert nicht ein Büssy, da er auf Befehl Ludwigs auf seinem Gute sitzen muß, und nicht am Hofe erscheinen darf! Was hatte er denn zu klagen und zu jammern? Es war ihm kein Uebel widerfahren; aufs höchste genommen, ging ihm einiges Glük ab. (Man sehe Ovids Klagelieder.)

Will man also Glük erkennen und schätzen, so muß wenigstens Verminderung des Glüks statt finden, und diese Verminderung wird Uebel heißen. Will man es ganz kennen, ganz genießen, so muß man auch Misbehagen fühlen. Das Uebel ist also zu unserer Glükseligkeit unvermeidlich.

„Aber, wenn es so ist, wird man sagen, „so muß das Uebel in alle Ewigkeit unser „Wohlseyn unterbrechen, unsre Glükseligkeit „vergallen, um uns solche fühlen zu lehren? „Auf diese Art ist keine reine Glükseligkeit für „den Menschen zu erwarten.“

Der Schluß ist wohl nicht richtig. Das Uebel mußte den Menschen das Wohlseyn erkennen und fühlen lehren. Ist einmal unsre Einsicht zur Reife gelangt, ist unser Gefühl gebildet, dann wird nach dieser Theorie das Uebel entbehrlich, dann kann vielleicht eine reine Glükseligkeit statt finden. Wir wachsen ja immer, selbst durch den bloßen Fortschritt der Natur, an Erkenntniß; unsre Fähigkeiten entwikkeln sich ja beständig; daher können wir hoffen, einst von Leiden frey zu seyn.

Und dann sind Leiden nicht immer an und für sich ein Unglük. Es kommt alles darauf

an, wie wir solche zu ertragen wissen. Der Eine ist unglüklich, wenn er sich mit einer Nadel geritzt hat. Saint Hippolite verliehrt den Arm, er liegt in seinem Blute. Sein Sohn beklagt das Unglük: Klage nicht über mich, sagt der Held; da liegt der, über den wir klagen müssen. Wem fällt hier nicht die heldenmüthige Geduld und Seelenruh Jesu ein: Ihr Töchter Jerusalems, weint nicht über mich; weint über euch und eure Kinder. Es wäre leicht, hier eine Menge von Beispielen der Geduld und der Standhaftigkeit im Leiden anzuführen, viele sind bekannt, ich kann auf die alte und neue Geschichte verweisen; die rohen Völker geben vortrefliche Muster ab.

Leiden ist also für den, der solche zu ertragen weiß, der mit Klugheit, Geduld, festem Muth, ihnen entgegen sieht, kein Unglük. Gesetzt also, Leiden wären in jenem Leben, in der Ewigkeit, nöthig, um uns das Glük fühlen zu lassen; so wären diese Leiden noch kein Unglük. Denn sollten wir durch die Prüfungen dieses Lebens nicht so viel Einsicht, so viel Reife des Verstandes, so viel Muth und Tugend gewonnen haben, um mit einer Standhaftigkeit zu leiden, wovon uns, ich sage nicht Weisen und

Hel-

Helden und heilige Männer, sondern Huronen und Kanibalen, ja selbst Thiere, ein bewundernswürdiges Beispiel geben? Haben wir nun Geduld gelernt, nun, so werden die etwanigen Leiden unsre Gemüthsruhe, und mithin unsre Glükseligkeit, nicht stören.

III. Kapitel.

Das negative Uebel erhöht sehr unsern Genuß und unsre Kräfte.

Negatives Uebel ist Mangel des Guten; und dieser Mangel ist eine der ergiebigsten Quellen unsrer Glükseligkeit.

Wie oft mögen die Menschen gegen den Schöpfer geklagt haben, daß er uns nicht, wie die Thiere, mit Speise, mit einer zureichenden Bedekkung, mit Waffen zu unsrer Sicherheit, versehen hat! Aus unsrer Blöße, unserm Mangel, unsrer Wehrlosigkeit, folgt die Nothwendigkeit, mit sauerm Schweiße zu arbeiten, welche die Menschen als eine Plage, als die Strafe des menschlichen Verderbens, ansehen.

Wer nicht ganz ohne Nachdenken über den Gang der Dinge dahin lebt, muß sich wundern,

dern, daß ein so grundloses und schädliches Vorurtheil so allgemein sich verbreitet und so lange sich erhalten hat. Die tägliche Erfahrung, unser eignes Gefühl, lehrt uns, daß die Nothwendigkeit der Arbeit eine der größten Wohlthaten des Schöpfers ist. Ich bitte den Leser folgenden auf Erfahrung beruhenden Grundsatz wohl zu beherzigen; er ist von grossem Nutzen für unsre Zufriedenheit.

Der Genuß eines Gutes beseligt uns weniger, als die Erwartung, die Zubereitung, die Verfertigung dieses Gutes.

Der Mann, der ein Werk unternimmt, empfindet bei der Bearbeitung desselben viel Vergnügen, er denkt, er sucht, er strengt seine Kräfte an, er arbeitet mit Eifer. Ist die Arbeit fertig, so bleibt sie oft ungebraucht und ungesehn liegen. Wer ein Haus baut, beschäftigt sich mit dem Plan, besieht tausendmal den Riß, sieht mit Freude das Gebäude sich der Vollendung nähern, besucht es fleissig, frägt die Arbeiter, wann es fertig seyn wird. Steht es denn einmal in seiner Vollkommenheit da — — Noch eine kurze Zeit

 wird

wird es der Besitzer besuchen; bald aber wird ers vergessen haben, vielleicht sieht ers nun nicht mehr, als wenn seine Geschäfte ihn von ungefehr da vorbei führen, oder um es einem Freunde zu zeigen.

Mancher legt eine Bibliothek an, freut sich des Zuwachses; er hat vortrefliche Werke erhalten, stellt sie auf, besieht sie oft, lieset keines, vergißt diese, sucht andre auf, mit welchen ers eben so machen wird.

So mit Cabinetten, Naturalien- und Kunstsammlungen, Bildergalerien, Gärten, und allem, was der Mensch so eifrig sucht.

Und so mit der Freude. Die Zubereitungen zu einem Feste und die Erwartung desselben erfreuen den Menschen mehr als der volle Genuß. Nach vieler Arbeit, mannigfaltigen Zurüstungen, kommt endlich der erwartete Augenblik: nun ist er da — Ich bitte aber einen jeden in sich selbst zu gehen, und zu beobachten, was er fühlt. Kein Augenblik erfüllt ganz die Erwartung, man hofft den Genuß noch immer von dem folgenden Augenblikke, bis endlich Ermüdung oder Langeweile der Hofnung und dem Feste ein Ende macht.

Und das stärkste Gefühl des Menschen — die beseligende Liebe — wie ist es mit ihr be-

 schaffen?

schaffen? Eben so, wie mit jedem andern Gute. Erwartung, Bestreben, Hofnung, sind weit reizender, als der Genuß selbst. Die Schwierigkeit würzet den Genuß. Sobald das Ziel erreicht ist, ist alles matt.

Mahomet est au rang des morts.

Dieses gilt auch von den edelsten Vergnügungen des Geistes. Ich hätte Newtons Freude fühlen mögen, als er seine Theorie von der anziehenden Kraft suchte, als er Beobachtungen anstellte, um seine Muthmaßungen zu bestätigen, als er die Wahrheit erblikte. Da beseligte ihn seine Entdekkung. Als er aber sein Buch geschrieben und die Wahrheit hatte, dann wird er diese Freude nicht wieder empfunden haben.

Nous ne cherchons jamais les *choses*,
mais *la recherche* des choses,

sagt Pascal. Ein sehr merkwürdiges Wort!

Also ist Erwerb, Zubereitung, Erwartung, der größte Theil unsers Genusses, unsrer Glükseligkeit.

Worauf kommt es denn nun an, daß wir des größten Vergnügens, der höchsten Glükseligkeit theilhaftig werden? Nicht wahr, darauf,

auf, daß wir die Dinge nicht haben, damit wir solche erwarten, hoffen, erwerben, machen können? Also auf Nicht haben, auf Beraubung, auf Mangel, Blöße, Schwachheit, mit einem Wort, auf negativem Uebel beruht unser größtes Glük.

Ohne diesen wohlthätigen Mangel würden wir in Trägheit oder Langerweile schmachten; und die Langeweile ist die schwerste Plage des Menschen, so wie Trägheit die größte Seelenkrankheit ist. Wir können nicht müßig gehen, unthätig seyn, wir suchen immer Geschäfte, nicht sowohl um der Geschäfte, als der Geschäftigkeit willen; mehr um den trägen Müßiggang zu vermeiden, als die Vortheile zu erwerben, welche die Arbeit uns gewährt. Was wir doch anfingen, wenn wir alles hätten?

„Wir würden uns vergnügen, sagt man; wir „würden in muntern Ergötzungen, mit besserm „Erfolge, als in der ersten Arbeit, unser Ver„gnügen suchen.„ Wohl gesagt. Aber können uns die Ergötzungen vor der Langenweile schützen? Nicht immer. Wir sehens ja an denen, die kein Geschäft haben. Die Ergötzungen strengen die Kräfte übermäßig an, also können sie nicht lange dauern; sie erfodern Ruhe, öftere, lange Ruhe.

Il faut un intervalle, un repos aux plaisirs. Wer kann die Vergnügungen so lange, als die Arbeit, aushalten? In diesen öfteren langen Ruhezeiten würde die Langeweile uns ergreifen, und desto härter plagen, je mehr wir durch Uebermaaß, durch Anhalten des Vergnügens, solche zu verscheuchen gesucht hätten.

„Nun, so könnten wirs so machen, wie „die Neger und Amerikaner, die weder Arbeit „noch Ergötzung verlangen, und in der un„thätigsten Ruhe, ohne Bewegung, ganze Tage „lang auf einem Flek sitzen können.„ Freilich würde es uns ohne die Arbeit eben so, wie den Negern und Amerikanern und allen rohen Völkern, gehen. Diese Ruhe aber wäre nicht Genuß, nicht Glükseligkeit, sondern Empfindungslosigkeit, eine Art von Schlummer und Betäubung, in welcher die Trägen ungefehr so, wie die müßigen Völker, ihr Leben hintäumeln. Sie empfinden die quälende Langeweile nicht; sie empfinden gar nichts.

Solche Menschen verschlummern auf diese Art ihr Leben, eben aus dem Grunde, weil ihre Kräfte durch keine Arbeit in Bewegung gesetzt, geübt, gestärkt, und durch keinen Mangel gereizt werden. Was wir mehr sind, mehr ha-

ben, mehr empfinden, als der Kanibale, das haben wir unserm Mangel zu verdanken.

Dadurch, daß der Schöpfer nicht, was wir bedürfen, uns geschenkt hat, sondern uns solches zu erwerben überläßt, gewinnt unser Genuß und unsre Glükseligkeit noch auf eine andre Art einen beträchtlichen Zusatz. Was wir erworben, was wir verdient, was wir gemacht haben, das erfreut uns bei dem Besitz, und zwar mit Recht, weit mehr, als was wir von der Güte des Zufalls erhalten. Wer durch Thaten den Adel errungen, durch Fleiß und Geschiklichkeit Reichthümer gesammlet, durch eigne Arbeit, Gelehrsamkeit oder Geistesstärke erlangt hat, ist dabei weit glüklicher, als derjenige, welcher seinen Adel, oder seinen Ruhm, und seine Güter von seinen Eltern geerbt, oder von geschikten Erziehern, ohne sein Wissen, mit geringer Arbeit zu seinen Geistesvorzügen erhoben worden ist. Der Besitz ist ihm nicht allein Genuß, sondern Bestätigung seiner Kraft, Beweis seines Fleißes und seiner Tugend, ein immerwährendes Zeugniß von seinem wahren innern Werthe. Und dieses Zeugniß geht über allen Genuß.

Es war also eine große Wohlthat Gottes, daß er uns schwach, bloß, bedürftig und wehr-

los bildete. Mangel ist die Quelle vieler unschätzbarer Güter.

IV. Kapitel.

Ein auffallendes Beispiel zur Bestätigung.

Die Industrie und Thätigkeit des Menschen gehet jederzeit nur so weit, als seine (wahre, oder eingebildete) Bedürfnisse, wenn man nicht auf einzelne Menschen, (denn Ausnahmen gibt es überall, weil wir die wahren Gesetze nicht finden, und alle Verhältnisse nicht überschauen können:) sondern auf ganze Nationen siehet. Mit allen seinen Lebenskräften bedarf der Mensch immer eines Sporns zur Thätigkeit. Von diesem letzten Grundsatze werde ich in der Folge dieses Werkes ein mehreres sagen, und einen ferneren Gebrauch machen.

Auf dem Kap an den Ufern des Senegals, des Orenoko und des Amazonenflusses, findet der ungebildete Eingebohrne sehr leicht, was er zur Erhaltung seines Lebens, und was er bei seinen eingeschränkten Kenntnissen und Gefühlen für die Befriedigung seiner Begierden nöthig hat. Ein wenig Reis, das mit weniger Mühe von der Erde erhalten wird, fischreiche Flüsse und Seeküsten, setzen den Menschen ohne

Arbeit in Ueberfluß. Die Milde des Himmels macht ihm jede künstliche Dekke überflüßig. Einige Lumpen, Stükke von Thierfellen, eine Leimhütte, reichen vollkommen zu. Auch sind diese Völker ihrer Stärke, ihrer Gesundheit ohnerachtet träge; freilich wissen sie in der Noth eine Kraft, eine Behendigkeit zu finden, eine Industrie zu zeigen, die uns in Erstaunen setzt. Da aber der Nothfall sich äußerst selten ereignet, so verschlummern sie den größten Theil ihres Lebens in der für uns unerträglichsten Unthätigkeit. Ihre Geschiklichkeit reicht zu ihren Bedürfnissen zu, geht aber nicht um den geringsten Grad weiter.

Unter diesem Gesichtspunkte durchlaufe man den ganzen Erdboden; überall wird man finden, daß der Mensch nur das ist, was ihn die Natur und seine Lage zu seyn zwingt. *)

In Grönland, Nordamerika, Terra del fuego, auf den südländischen Inseln, findet man die Bestätigung dieses Grundsatzes.

Vor

*) In Paris ist 1764 ein Werk herausgekommen, unter dem Titel L' Homme eclairé par ses besoins. Ein schöner Gegenstand. Wenn ihn doch der Verfasser in seinem ganzen Umfange durchschaut hätte! Er hat ihn aber nur sehr oberflächlich berühret.

Vor allen aber trift man in unserm Europa zwei Völker an, welche einen auffallenden Contrast gegen einander zeigen. Hier, das schönste Clima, ein Boden, der die vortreflichsten Früchte fast ohne Cultur in reichem Maaß hergibt; und — träge, elende Einwohner. Dort beim Mangel aller Nothdurft, ein thätiges, reiches und — wenn es seine Vortheile zu genießen wüßte — ein glükliches Volk. Wer erkennt in diesen wenigen Zügen nicht sogleich — Italien und Holland?

Drükkende Armuth plagt den Italiäner auf einem gesegneten Boden. Freilich treffen mehrere Ursachen zusammen, die sein Elend vermehren. Aber die Trägheit ist nicht die geringste unter diesen Ursachen. Und woher diese Trägheit? Auch mit von den wenigen Bedürfnissen, und von der Leichtigkeit, die Bedürfnisse zu befriedigen. Eben so elend ist der Spanier, obgleich nicht so viele Quellen des Elends wider ihn sich vereinigen; aber er ist noch träger, als der Italiäner. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Himmels, nebst der reichen Ausbeute von Peru und Potosi, vermögen nicht, ihn aus seiner Armuth zu reissen.

Wenn man von da einen Blik auf die Moräste Hollands wirft; welch ein Unterschied! Hier

Hier sind, wie man es schon mehrmals gesagt, alle Elemente ungünstig, und scheinen wider den Menschen verschworen, oder, wie Ovid den alten Chaos beschreibt:

instabilis terra, innabilis unda. *)

Der Boden, auf welchem nun blühende Städte prangen, mußte erst dem Meer entrissen, dann geschaffen werden; Amsterdam hat keinen andern Grund als den, welchen seine Einwohner schufen. Die dem Meer und den Armen des Rheins entrissenen Sümpfe mußten gereinigt werden, unzählige Canäle mußten erst das stehende Wasser ableiten, ehe der Mensch seine Wohnungen aufschlagen konnte. Noch immer kämpft der stolze Bewohner mit dem Meere, das ihm droht; er hat ihm Schranken gelegt. Nur eine unermüdete Wachsamkeit kann ihn schützen und vor dem Untergang bewahren. Sollte man wohl geglaubt haben, daß der Mensch je alle diese Schwierigkeiten überwinden, je den Muth haben würde, sich daran zu wagen?

Nach herculischen Arbeiten ist der Boden endlich bewohnbar geworden. Aber immer scheint

*) Man konnte auf der Erde nicht stehen, und auf dem Wasser nicht schwimmen.

scheint er den Menschen mit Widerwillen zu tragen. Mit aller Kunst und allem Fleiß bringt er nicht — ich sage nicht, was das Leben erfreut, den Weinstok, das kühlende Obst — nein, er trägt nicht, was zur Erhaltung des Menschen unentbehrlich geworden ist, das Brod. Nur für das Vieh gibt er Futter. Alle Bedürfnisse des Menschen müssen von Nachbaren und aus der Ferne mit vieler Müh und schweren Kosten hergeholt werden. Selbst jenes Naturprodukt, womit sonst die Erde so freigebig ist, das Holz, welches der Holländer mehr braucht, als kein ander Volk, womit es sich gegen Himmel und Meer schützen, seine Wohnungen auf dem schwankenden Boden sichern, alle seine Bedürfnisse herbeischaffen, und ohne welches er kaum seine Nachbaren besuchen kann, findet er in seinem Gebiet nicht, er muß es aus der Ferne holen. Und dieses Land ist ein Paradies, es ist zum Erstaunen volkreich, überall sind große blühende Städte, die Einwohner sind reich, mächtig, glüklich.

Woher dieser auffallende Contrast von den Einwohnern zu dem Lande? Von der Industrie der Ersteren, von ihrem Fleiß, ihrer Arbeitsamkeit. Der Mensch ist hier zum Schöpfer geworden, weil ihm die Natur ihre Geschenke

ver-

versagte; Mangel, Zwang des Bedürfnisses, erhoben den Menschen zu der Größe, die wir an ihm bewundern. Sein Elend, seine Verlassenheit, waren die Quelle seines Glüks.

„Hier (in Ungarn) fällt es einem stark auf, daß der Mensch nur immer destoweniger thut, je mehr die Natur für ihn gethan hat. Bloß der Kampf mit Schwierigkeiten entwikkelt seine Kräfte, und nur die äußerste Noth kann ihn seiner natürlichen Trägheit entreissen. Der Bergschweizer trozt dem nakkenden Felsen seinen Unterhalt ab, und hat unwirthbare Wildnisse in ergiebige und bewohnte Ländereyen umgeschaffen. Der Holländer hat den unverschlemmten Sand des Rheins und der Maas, den ihm die See beständig streitig macht, in einen Garten verwandelt, indessen der beste Boden in Ungarn wüste liegt." *)

„Wenn aber der Mangel in der That den „Menschen zur Thätigkeit und Industrie er„höbe, so müßten alle Vöker in ungünstigen „Gegenden ausgebildet, betriebsam, geschikt „seyn. Alle Bewohner der Eiszone, alle „nordischen Völker, Lappen, Samojeden, Grönländer,

*) Briefe eines reisenden Franzosen, 1 Band, S. 424.

„länder müßten nach ihrer Art Holländer seyn. „Wäre das Bedürfniß der einzige mächtige „Sporn zur Bildung, dann müßten alle Na„tionen unter milden Himmelsstrichen wie die „Neger leben. Es verhält sich aber nicht so. „Hingegen sind vor Alters die südlichen Völ„ker die kultivirtesten, und die nördlichen Bar„baren gewesen. Egypten, Chaldäa, Sy„rien, Phönizien, Griechenland, Carthago, „Italien, waren die Sitze der Bildung der „Künste und Wissenschaften. Germanien, ob „es gleich rauh und unfruchtbar, und, nach „des Tacitus Beschreibung, voller furchtbarer „Wälder und schmutziger Sümpfe war; (Syl„vis horrida, paludibus foeda) so waren „seine Einwohner doch Barbaren, so wie die „Gallier und die Holländer."

Ich sage ja nicht, daß die Noth die einzige Triebfeder der Menschen sey. Sie ist aber zuverläßig die erste und die mächtigste. Wenn diese den Menschen gewekt und belebt hat, dann können andre Triebe seine Thätigkeit erhöhen, lenken, bestimmen. Es gibt ja auch andre Bedürfnisse, als die Nahrung; Bedürfnisse der Sicherheit, der Gegenwehr, u. s. w., welche sich alle durch Lage, Nachbaren, vorhergegangene Bildung, Weichlichkeit oder

Härte,

Härte, Festigkeit, Standhaftigkeit, Furcht, Mäßigkeit und Begierde des Volks, selbst vervielfältigen und verändern lassen. Ohne das drohende Meer würde der Holländer wahrlich keine Dämme gemacht, und ohne den Sumpf nie Pfähle befestigt haben, um Amsterdam darauf zu bauen. In Egypten entstanden die Geometrie und die Rechenkunst, weil der Nil alle Jahre die Felder bedekte und die Grenzen der Aecker verwirrte.

V. Kapitel.

Der Mensch hat mehr Mangel, als irgend ein anders Geschöpf.

Auch hat die allwaltende Fürsehung den Menschen fast hülflos in die Welt gesetzt; von allen Seiten drükt ihn der Mangel. Er ist unter allen Bewohnern der Erde derjenige, der in allen Stücken am weitesten von seinem Ziel gebohren wird.

Er findet wenig Nahrung für sich in den mehrsten Gegenden, und in keiner reichen die Geschenke der Natur zu seinen Bedürfnissen zu, wenn er sich mehrt. Wollte er auch mit Eicheln und Wurzeln vorlieb nehmen, so ist doch die fruchtbarste Gegend nicht vermögend, die Volks-

menge, wie sie in Europa ist, zu erhalten. Kunst und Fleiß des Menschen müssen ihn vor Hunger und Verderben sichern, sonst ist er verloren.

So sehr auch der Mensch sich gegen die Luft abhärtet, so ist er doch nicht im Stande, die Hitze der einen und die Kälte der andern Himmelsstriche ohne Bedekkung zu ertragen. Der Neger und Hottentott müssen wenigstens ihre Haut mit Fett und Säften von Kräutern beschmieren, um der Gluth der Sonne zu widerstehen. Der Grönländer müßte ohne Pelz erstarren. So schlecht versorgte die Natur auch den geringsten Wurm nicht. In Norden haben die Thiere warme Pelze; unter dem Aequator sind sie mit einer dikken, undurchdringlichen Haut versehn, die durch Glätte die Sonnenstrahlen zurükwirft. Der Mensch aber hat in Norden und in Süden nichts, als eine glatte, dünne Haut von der Natur bekommen.

Es ist wahre Deklamation oder poetische Fiktion, wenn man sagt, daß der genügsame, unschuldige Mensch mit den Geschenken der Natur zufrieden seyn könnte. Das nicht einmal, wenn er zerstreut, wie das Reh, in Wäldern wohnte. Er müßte wenigstens einen Pelz haben. Die Nachbaren des Senegals

haben

haben wahrhaftig wenig Begierden, noch weniger Luxus; und doch bauen sie wenigstens etwas Reis, ob sie gleich eben nicht zahlreich in einem günstigen Lande wohnen.

Der Mensch soll der mächtigste auf Erden werden, und er wird als der schwächste und elendeste gebohren. Seine Schwachheit ist am größesten und währt am längsten. Er soll der klügste werden, und wird als der dümmste (man halte mir das Wort zu gut) gebohren. Ohne Kenntniß, ohne Geschiklichkeit, fast ohne Instinkt müßte er schnell umkommen, ohne die mitleidige Fürsorge Andrer.

Aus dem, was der Mensch wird und vermag, sieht man, daß er das Lieblingsgeschöpf des großen Gottes ist: aus dem, was er bei seinem Eintritt in die Welt ist, sollte man vermuthen, daß er der Auswurf der Natur ist. Woher dieser Contrast? Viele haben ihn bemerkt, wenige haben ihn enträthselt, weil sie ihn nicht von der rechten Seite betrachtet haben. Gerade durch diesen Mangel wollte der Schöpfer den Menschen zu der Würde, zu der Macht, zu der Glükseligkeit erheben, wozu er gelangen kann. Diese scheinbare Verlassenheit ist die Quelle seiner Veredlung, die größte Wohlthat des Schöpfers.

„Wenn die höchste Bildung aller ursprüng„lichen Kräfte des Menschen, wird man fra„gen, die Absicht der Natur war, warum „läßt sie es bei einem so geringen Grade der „natürlichen Ausbildung bewenden; warum „hebt sie den Menschen nur auf die unterste „Stuffe der Cultur, und überläßt sie es ihm „selbst, ob er nach Belieben höher steigen, oder „allda für immer stehen bleiben wolle? Ich „könnte diese Frage mit einer andern beant„worten; warum eben die Natur in unsern „Gegenden die Obstbäume nur zu derjenigen „Vollkommenheit bringt, daß sie saure Holz„äpfel und unschmakhafte Holzbirnen tragen, „und warum sie es dem Menschen überläßt, sie „durch Einimpfung und Cultur in den Stand „zu setzen, bessere Früchte hervorzubringen?“

„Die Antwort auf beide Fragen scheint „mir diese zu seyn. — Weil der Schöpfer „des Weltalls wollte, daß sein Geschöpf, der „Mensch, ein Schöpfer im Kleinen seyn, und „nicht blos die Verschönerung und Veredlung „der Natur um sich her, sondern auch seine „eigene Vervollkommnung und Veredlung, zum „Theil wenigstens, seiner eignen Anstrengung „zu verdanken haben sollte. „ *)

Da-

*) Campe von dem Gleichgewicht der Kräfte in dem Menschen. Allg. Rev. 3ter Theil.

Dadurch aber, daß uns Gott zu Schöpfern im Kleinen gemacht hat, vermehrt Er ungemein unsern Genuß und unsre Freude. Also ist der Mangel, worüber der Mensch so bitterlich, aber so unbedachtsam, klagt, in der That eine Quelle unsers Glüks, und eine der grösten aber unerkanntesten Wohlthaten des Schöpfers. Ist es denn aber mit dem wirklichen Uebel, mit den Leiden und Unglüksfällen, auch so? Wir wollen sehen.

Vermuthen können wir es schon zum voraus. Die Weisheit Gottes hat gewiß Einheit in ihrem Plane und in der Verkettung der verschiedenen Mittel, solchen auszuführen, beobachtet. Wenn Mangel Veredlung und Glükseligkeit zur Absicht hat, so werden auch die Leiden eben diesen Endzwek haben. Alles, was Gott thut, ist wohlgethan.

III. Abschnitt.

Positive Leiden haben ihren Nutzen.

Schon lange hat man es erkannt, daß das Uebel und die Leiden manchen Nutzen haben; schon David spricht: „Es war mir gut, daß du mich mit Leiden heimsuchtest; denn dadurch

lernte ich deine Gebote halten. Jedermann erkennt den Nutzen mancher Leiden; der Vater straft den Sohn; das heißt: er legt ihm Leiden auf.

Den ganzen Umfang dieser heilsamen Lehre, von dem Nutzen des Uebels, hat man aber noch nicht eingesehen; er ist noch nicht so allgemein bekannt, als es zur Beruhigung der Menschen, zum wahren Glauben an Gott, zur Zuversicht zu ihm, nöthig wäre. Noch ist der Mensch viel zu verzagt; noch klagt er zu oft und zu ängstlich. O wenn ich doch seine Klagen mildern und seine Seele beruhigen könnte!

Das verspreche ich nicht, den Nutzen eines jeden Leidens, und des Leidens eines jeden einzelnen Menschen zu zeigen. Das muß man von mir nicht fordern. Wir sehen ja nicht alle Folgen eines jeden Dinges, wir können die Ursachen einer jeden Begebenheit nicht entwikkeln. Wie weiß ich z. B. welchen Antheil dieses Unglük, diese besondre Krankheit eines Menschen, an seiner Bildung, an der Entwikkelung seines Verstandes, an der Veredlung seines Herzens, gehabt hat? Fraget mich nicht, lieben Leser, warum dieser Zahnschmerzen, und dieser das Podagra hat; was das für einen Nutzen bringt? Das weiß ich nicht, warum

gerade dieser damit geplagt seyn müßte. Gibt es denn keine wohlthätige Ursach seiner Leiden, so bald ich keine weiß? Vielleicht haben diese besondern Leiden eigentlich keinen Nutzen; vielleicht sind sie nur Folgen von allgemeinen wohlthätigen Gesetzen, so daß dieser ohne Nutzen und nur um deswillen leidet, weil es überhaupt gut ist, daß es Leiden gibt. So bekommt der erhitzte Wandrer das Fieber von dem wohlthätigen Regen, welcher die Erde fruchtbar macht und den Landmann segnet. Mancher mag auch keinen Nutzen von seinen Leiden haben, weil er sie nicht zu nutzen weiß; so leidet der Schwelger die Strafen seiner Schwelgerei vergeblich, weil er nicht klug genug ist, sich dadurch von seinen Irrungen abhalten zu lassen. Viele Leiden mögen entstehen, um nur andere größere Leiden zu verhüten. So entstehet ein quälender Husten, um die Unreinigkeiten auszuwerfen, welche sonst die Brust anfüllen und den Menschen tödten würden. Die Wohlthaten des Hustens sieht der Leidende nicht, weil er den dadurch abgewandten Tod nicht sieht. Das Fieber rettet den Kranken von einer schweren Plage. Weil aber diese Plage nicht sichtbar ist, weiß der Leidende nicht, welche Wohlthat das Fieber ihm gewährte, und klagt bitterlich über die heilsame Erschütterung. Wenn der

Wandrer in Gellerts Fabel den Pfeil nicht gesehen, wenn der Sturm den Räuber von der Heerstraße verjagt hätte, so würde er bis zu Ende über das Ungewitter geklagt haben, weil er die Gefahr nicht gesehen haben würde, aus welcher der Sturm ihn rettete.

Ich kann mich also nicht auf alle Fragen, auf jedes besondre Uebel und Leiden, einlassen; nur überhaupt werde ich den Nutzen der Leiden zeigen können; und dieß soll mir gewiß gelingen.

Noch eins, lieber Leser, ehe ich weiter gehe: — Du erkennest den Nutzen der Leiden überhaupt für die Menschheit; was fragest du mich denn: warum dieß oder jenes Uebel Dich getroffen hat? Wenn es gut ist, daß es Leiden gebe; wie verlangst du für dich einen Freibrief? Und, Lieber, prüfe dich selbst; ist das nicht der allgemeine Grund deiner Klagen alle? Warum Mich — Mich? Dich oder Mich oder einen Andern — wir sind alle Menschen, alle gleich. Was die Menschen trift, kann auch Mich, auch Dich treffen. Wir können keine Vorrechte verlangen.

I. Kapitel.

Physischer Nutzen des physischen Uebels.

1. Artikel. Eine Naturerscheinung.

Ich habe schon von einigen symptomatischen Krankheiten gesagt, daß sie eigentlich keine Krankheiten, sondern Arzneien sind, wodurch die Natnr den Zunder zu wichtigen Krankheiten wegschaft. Husten und Fieber hab ich nahmhaft gemacht; es mögen noch andre seyn, die ich nicht weiß; denn ich bin kein Arzt. Ich vermuthe aber, daß alle Arten von Ausschlag hieher gehören möchten, sowol als Podagra, wovon man sagt, daß es ein langes Leben verspreche; die Hemorrhoiden, welche die Brust vor Krankheiten bewahren sollen; die ofnen Schäden an den Beinen, u. a. m.

Hier ist aber ein merkwürdiges Faktum, welches mir in dieser Materie zu manchem Aufschluß verholfen hat.

Eine gewisse Raupe spinnt sich in ein Kokkon ein, das an dem einen Ende offen bleibt. Die Oefnung ist aber mit Spitzen in Gestalt der Fischreuser versehn, durch welche Spitzen der neue Schmetterling sich mit Gewalt durchdrängen, und so mit Mühe ans Tageslicht ar-

beiten

beiten muß. Warum gibt doch die Natur, durch Vermittelung der Raupe, dem armen Schmetterlinge so viele Arbeit? dachte ein aufmerksamer Naturforscher. *) Um die Absichten des Schöpfers bei diesem sonderbar scheinenden Phänomen zu erforschen, nahm der Beobachter zwei solche Kokkons, schnitt von dem einen die Reuser ab, und ließ den andern in seinem natürlichen Zustande. Beide Schmetterlinge kamen aus, der eine mit Mühe durch die Reuser, der andre ganz leicht. Und nun wahrlich, dieß verdient bemerkt zu werden! Der Schmetterling, der eine so leichte, so bequeme Geburt gehabt hatte, war — flügellahm!

Diese Erscheinung erklärte mir der Naturkundiger folgendermaßen.

Die Flügel des Schmetterlings liegen zusammengewikkelt, so lange das Thier in seiner Hülle ist, und so nehmen die Flügel kein Blut in ihre Gefäße auf. Nach der Geburt müssen diese Glieder sich entwikkeln, und durch das Blut Nahrung bekommen. Also muß das Blut in die Gefäße der Flügel dringen. Allein, dieß kann ohne einige Gewalt nicht geschehen, weil die Canäle eingewikkelt, gedrükt und verschlos-

*) Der Hr. Pastor Götze in Quedlinburg, dem ich diese Beobachtung verdanke.

schlossen sind, und das Blut in den freien Canälen des Leibes einen leichtern Umlauf hat. Woher aber kann der Druk kommen, wodurch kann die Anstrengung verursacht werden, welche das Blut in die Adern der Flügel zwingen soll? Das ist die Bestimmung der Reuser. Der Schmetterling muß sich durchdrängen, er arbeitet und strengt sich an, und treibt durch die Anstrengung das Blut in die unentwikkelten Gefäße.

Was lernen wir daraus? Recht viel, wenn wir nicht bei dem Schmetterlinge, der uns im Grunde nichts angeht, stehen bleiben. Für euch, ihr liebenswürdigen Gefährtinnen unsers Lebens, ist die Lehre, die aus jener Beobachtung folgt, wichtig. Euch ist diese Betrachtung ganz besonders gewidmet. Ihr klaget, und mit dem scheinbarsten Rechte, über die Schmerzen und die Gefahren der Geburt. Wie aber, wenn diese Schmerzen, diese Noth, ein nothwendiges Mittel zu dem Leben und der Entwikkelung eures geliebten Kindes wären? Dieses glaube ich. Schenket mir einen Augenblik ein gütiges Gehör.

Hat man euch noch nicht gesagt, daß das Kind im Schooße der Mutter nicht athmet; daß kein Blut in die Lungen desselben dringt; daß die Lungen ganz eingeschrumpft und zusammenge-

mengedrükt sind; und daß das Blut in dem Herzen von einer so genannten Herzkammer in die andre fließt, anstatt daß es nachher durch die Lungen fließen soll? Wisset ihr vielleicht nicht, daß gleich nach der Geburt die Lungen sich ausdehnen, Luft schöpfen, und daß die ganze Masse des Bluts in dieselbe eindringen muß? Es muß, bei Vermeidung des Todes, in diesem kurzen aber wichtigen Augenblik eine große Veränderung geschehen. Die Gefäße, die zusammengeschrumpft waren, müssen sich öffnen; das Blut, das vorher in dem Herzen einen freien Durchgang hatte, muß diesen offenen Durchgang verlassen, und in unbequeme halbverstopfte Canäle dringen. Sollten da wohl nicht der Druk, der Drang, die Anstrengung, bei der Geburt, die euch so viele Schmerzen kostet, nöthig seyn, um diese Verändrung zu erzeugen?

Dieß könnten uns die Herren Aerzte lehren, wenn sie auf den Gesundheitszustand solcher Kinder aufmerksam wären, die durch irgend ein Unglük, durch unnatürliche, leichtere Wege gebohren worden sind.

Gewiß hat der gütige und weise Schöpfer seinen Geschöpfen keine Last aufgelegt, die er ihnen, ihrer eignen Wohlfahrt unbeschadet, ersparen konnte.

2. Artikel. Kinderkrankheiten.

So mag es mit manchen Dingen beschaffen seyn, die uns unangenehm oder schmerzlich sind und schädlich scheinen. Wir sind noch lange nicht mit der Natur, der Bestimmung und der Verkettung der Dinge in der Welt, und selbst derer, die uns zunächst betreffen, bekannt genug, um die Absichten einer jeden Einrichtung einzusehen, und mithin ein entscheidendes Urtheil über Gutes und Böses, Nützliches und Schädliches zu fällen.

Vor allen Dingen aber halte ich die allgemeinen Kinderkrankheiten für ein Bedürfniß der Oekonomie des zarten menschlichen Körpers; dahin rechne ich Blattern, Masern und mehrere dergleichen Ausschläge. Sie sind nicht etwa eine in den Säften nöthige Fermentation, um solche zu reinigen, zu veredlen; sie sind ja so allgemein, daß die seltenen Ausnahmen keine Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Sie greifen den Menschen nur einmal an; denn die Aerzte wollen die vermeinten Beispiele von Leuten, die z. B. die Blattern zweimal gehabt haben sollen, nicht gelten lassen. Diese Betrachtung ist mein einziger Zweifel wider die übrigens so wohlthätige Inoculation. Wenn in der That die Krisis durch die

Blat-

Blattern zur Oekonomie gehört, ein Mittel zur Vollkommenheit der Organisation ist, so wird sie allemal durch die natürlichen Blattern vollkommner geschehen, weil die Natur den rechten Zeitpunkt treffen und in das Innre der Organisation dringen kann, welches durch die Kunst vielleicht nicht geschehen mag. Uebrigens geschieht die Krisis allerdings nicht vollkommen, da die künstlichen Blattern nicht so, wie die natürlichen, aufbrechen und Eiter von sich geben. Doch ist dieses nur Vermuthung — und wir haben noch nicht Erfahrungen genug, um ein Endurtheil über die Einimpfung zu sprechen. Bis jetzt hat sie alles für sich.

Vielleicht wird man mir einwenden, daß die Blattern zur Oekonomie unsrer Natur nicht gehören können, weil sie eben keine alte Krankheit sind. Die Alten wußten von ihr nichts. Dieser Einwurf ist allerdings scheinbar, aber entscheidet nichts.

Die Oekonomie des Körpers bei den Alten war vermuthlich nicht dieselbe, als die unsrige; und hatte also andre Bedürfnisse, und andre Krankheiten. Die Aerzte lehren uns, daß es in jenen alten Zeiten Krankheiten gab, wovon wir zu unsern Zeiten nichts wissen. Ists ein Wunder, daß wir Krankheiten haben, die

die den Alten unbekannt waren. Der Aussatz (lepra) war in Egypten und Syrien sogemein, als bei uns das Fieber; wir hören von dieser Krankheit nichts mehr. Die Aerzte sagen uns noch, daß fast kein eigentliches hizziges Fieber mehr zu finden ist. — Im Vorbeigehen gesagt, das ist eben keine Lobrede auf unser Zeitalter, und kein Glük für dasselbe. Wir haben kein hitziges Fieber, weil unsre Säfte ausgezehrt, weil unsre Fasern schlaff sind. Desto mehr aber haben wir faule Gallen= Nervenkrankheiten, Schwindsucht und die leidige Hypochondrie. Kampfs Buch ist eine wahre — soll ich sagen Strafpredigt oder Satyre auf unsre Zeiten. Die erstaunliche Schwäche der Eingeweide, die er voraussetzt, beweiset unser Elend; und die Kuren, welche seine Methode glüklich zuwege bringt, sind redende Zeugen von der Wahrheit seiner Grundsäze.

Es kann also wohl seyn, daß die Blattern ein Bedürfniß unsrer Organisation sind, ob sie es gleich nicht vor tausend Jahren waren. Unsre Constitution ist ganz verändert; das beweiset der Wechsel der Krankheiten.

3. Artikel. Feuerspeiende Berge, Erdbeben.

In dem ersten Theile habe ich davon zu beweisen gesucht, daß diese schreklichen Phänomene die Wirkung wohlthätiger Kräfte sind.*) Hier will ich zeigen, daß die Phänomene selbst großen Nutzen bringen.

Es geschieht nichts ohne Bewegung; Bewegung ist Leben der Natur, Stillstand ist Tod. Die stille Luft wird pestilenzialisch, stehendes Wasser fault. —

Vermöge der Schwere streben alle Körper nach einem Centrum, d. h. nach Ruhe — denn, wenn sie das Centrum, oder eine stüzzende Oberfläche erreichen, bleiben sie unbewegt. Vermöge der Reibung und Collision der verschiedenen Kräfte in der Natur wird jede Kraft in ihrer Thätigkeit gehindert, verzögert, gehemmt, und endlich zur Ruhe gebracht.

Sollte die Ruhe allgemein werden, so hätte alles Leben ein Ende.

Die Bewegung muß also erneurt werden.

Die

*) Siehe 1sten Band, S. 254.

Die Materie kann sich aber nicht selbst bewegen, sie muß immer von außenher die Bewegung, die sie beleben soll, erborgen.

Den Beweis dieser Sätze, wenn sie eines Beweises bedürfen, kann ich hier nicht geben, weil ich das abschreiben müßte, was ich hierüber, in meiner Abhandlung von der Unkörperlichkeit der Seele aus der Bewegung erwiesen, gesagt habe; ich muß also den Leser auf diese Abhandlung verweisen.

Die großen Körper in der Natur, die Luft, vielleicht die Erde, brauchen dann und wann eine Erschütterung. Ich sage — die Erde. — Man schreibt ja schon dem Donner deswegen eine heilsame Wirkung zu, weil er die Erde erschüttert.

Nun erschüttern durch ihre Ausbrüche die Volkanen unsre Athmosphäre; die Erdbeben erschüttern die Erde.

Auch verspüren wir in unsern Jahrszeiten, seit dem Erdbeben in Sicilien und Italien, eine merkliche Veränderung.

Es ist hier der Ort nicht, mich ins Detail darüber einzulassen. Uebrigens muß ich von den Naturkundigern und den Wetterbeobachtern die Entwikkelung und die Bestätigung dieser von mir angezeigten Theorie erwarten.

Sollten meine Vermuthungen gegründet seyn, so wären solche gewaltsame Phänomene die größte Wohlthat. Sie wären das Leben der Natur.

4. Artikel. Es kann kein Uebel entstehen, welches nicht auf der andern Seite Nutzen bringe.

Le mal de l'un fut le bien de l'autre, sagt der Franzose. In der That, es kann Niemand leiden, ohne daß sein Leiden nicht einem andern zum Vortheil gereiche.

Die Leiden des Kranken bereichern den Arzt und sein Gefolge. Wenn mein Haus brennt, gewinnen die Bauleute, und alle diejenigen, welche den Schaden durch ihre Arbeit ersetzen. Wenn der Hagel die Früchte in einem Felde zerschlägt, so ist der Nachbar desto gewisser, seine Früchte gut abzusetzen. Wer stirbt, räumt einem andern den Platz. Es kann nicht anders seyn.

Ihr strengen Richter der menschlichen Schwachheit! beherzigt dieses. Ihr saget, der Mensch ist verderbt, er freut sich des Andern Unglüks. Ja einige thun es — Sehet den Grund ihrer Freude; könnt ihr sie ganz verdammen, es für reelle Bosheit erklären?

Viele thun es nicht, sie freuen sich nicht, wenn sie auf Kosten des Nächsten ihren Zwek erreichen. Das übersehet ihr, und bedenket nicht, wie viel Menschenliebe, wie viel Selbstverleugnung und Tugend dazu gehöret. Seid weniger streng; seid gerecht. Die Menschheit ist nicht böse; sie kommt aber oft in die Versuchung, etwas Eigensucht zu äußern; sie hat Bedürfnisse; wollt ihr sie verdammen, weil sie sich freut, das Nöthige zu erhalten? Jesus sagt: Richtet nicht — Verdammet nicht.

5. Artikel. Von dem Nutzen der Krankheiten.

Wenn wir auf die Verbindung der Dinge mit Aufmerksamkeit sehen, werden wir finden, daß wir den Krankheiten und den Ursachen derselben viel Aufklärung und die herrlichsten Kenntnisse zu verdanken haben.

Wenn alle Produkte der Natur gleich gut und heilsam wären, würden wir gewiß keinen Unterschied unter denselben zu machen gelernt haben. Tausendmal traten wir auf die verschiedenen Kräuter der Wiesen, ohne daran zu denken, daß sie verschieden sind, und daß eine erstaunliche Mannigfaltigkeit unter ihnen herrscht. Jetzt haben wir freilich betrachten gelernt, jetzt

suchen wir die Wunder der Natur auf, jetzt machen wir Versuche, um die verschiedenen Kräfte und Eigenschaften der Dinge kennen zu lernen. Allein wir mußten erst durch manche Vorerkenntnisse, durch manche Entdekkungen, die sich uns aufdrängen, auf das Studium der Natur geführt werden. Wie oft mußten uns, nach Claudius Ausdruk, unsre Erfindungen finden, ehe wir sie suchen lernten. Diese Vorerkenntnisse aber, woher sollten sie kommen? — Wie sollten wir auf die ersten Beobachtungen aufmerksam gemacht werden? Die Natur mußte unschmakhafte Früchte, ja Gifte, unter ihre Geschenke mischen, damit hier der Schmerz und dort die Lekkerhaftigkeit auf die Verschiedenheit ihrer Produkte uns aufmerksam machten. Die Schädlichkeit mancher Gewächse, und die heilsame Kraft andrer, der üble Geschmak des einen und das Gewürzhafte des andern Krauts führten uns auf die Kenntniß derselben, und daraus entstand die weitläuftige, nützliche und angenehme Botanik.

Gewiß haben wir unsern Krankheiten, der Furcht vor dem Tode und dem Wunsche, uns von Schmerz zu befreien, die Chymie zu danken. Eine Kunst, die uns manchen Schritt in das innre Heiligthum der Natur geführt hat.

 Und

Und die Psychologie und die Anatomie — woher haben wir diese? Wie würde der Mensch ohne den mächtigen Drang des Schmerzes den Abscheu überwunden haben, welchen er von Natur gegen einen Leichnam empfindet?

Wie schwer ist es bisher doch immer dem fleißigen nnd lernbegierigen Arzt gemacht worden, seine Kenntnisse durch Zergliederung menschlicher Körper zu erweitern? Wie wenige Menschen, selbst noch zu unsern erleuchteten Zeiten, wollen erlauben, daß man nach ihrem Tode ihre Körper zum Behuf der Wissenschaft und zum Heile der Menschheit brauche? Noch immer machen sie es, wie der Geizhals, der sein überflüßiges Brod eher verrotten läßt, als daß er es dem Hungrigen gibt.

Sollte wohl jemand sagen — was gehen mich Botanik, Chymie, und alle die Wissenschaften an, die man auf Kosten meiner Gesundheit erworben haben soll? ich mag sie lieber entbehren und meine Gesundheit genießen? — Wenn dieß nun aber das einzige Mittel war, uns die Natur und ihre Wunder kennen zu lehren? wenn wir ohne dieß ewig die Natur genossen, wie die Thiere, ohne die Natur zu kennen? Sollten wir nicht mit unserm Schiksal zufrieden seyn?

Ist es aber der Mühe werth, daß alle Menschen Schmerzen leiden, damit einige Wissenschaften lernen? Nein. Aber nicht nur einige lernen dadurch, sondern alle.

In solcher Betrachtung pflegt man einen doppelten Fehler zu begehen, der die Sache in ein falsches Licht setzt.

Einmal rechnet man als Wissenschaft nur, was eigentlich vorzugsweise diesen Namen führt; die ersten gemeinen Kenntnisse werden nicht gerechnet; und das ist offenbar unrecht. Gerade sind diese gemeinen Kenntnisse die wichtigsten. Es ist schon ein großer Schritt und eine nützliche Kenntniß, wenn man die Petersilie von dem Schierling unterscheiden gelernt hat. Von der gänzlichen Unwissenheit bis dahin ist weiter, viel weiter, als von hier bis zur Kenntniß der Geschlechtstheile in den Pflanzen und des Saamens in den Schwämmen und Moosen.

Zweitens pflegt man bei dem Gegenstand stehen zu bleiben, und nur seinen materiellen Nutzen zu betrachten. Wiederum eine große Unrichtigkeit. Wenn man gelernt hat Petersilie von Schierling zu unterscheiden, so hat man schon weit mehr gelernt, als Schierling

und Petersilien kennen — man hat gelernt — Aufmerken — Unterscheiden — sich von Aehnlichkeiten nicht betrügen zu lassen — feinere Charakterzüge nicht verwechseln. Dadurch hat die ganze Seele einen nicht unbedeutenden Schritt zu ihrer Bildung gethan.

Das Volk weiß von Botanik, Anatomie, Scheidekunst, wenig — gut. Was hat es aber für andre heilsame und bildende Kenntnisse erhalten, die es ohne jene Wissenschaft nicht hätte? Das ist die Frage. Wie nun, wenn ich sage, daß das Volk dadurch höhere Begriffe von dem Schöpfer erlangt hat, daß eine tröstende und thätige Religion darauf beruht? Wenn das Volk auch von jenen Wissenschaften nichts weiß, so ist es schon viel, daß seine Lehrer dadurch ihre eigne Kenntnisse veredelt, und ihm bessere Begriffe von der Religion mittheilen. Von jenen Naturkenntnissen hängen viele Künste ab: aus der Chymie fließen die Färbekunst, die Distilirkunst, die Kochkunst, die Wäscherei, die Gerberei. Man sagt, der Nautilus habe uns die Schiffahrt gelehrt, und daß die Engländer die Form ihrer Schiffe, die besten Segler, von der Gestalt der Fische erborgt haben. Wenn man dieß betrachtet — wahrlich, so wird man weniger klagen, als der Mensch zu thun pflegt.

II. Kapitel.

Von dem moralischen Nutzen des physischen Uebels.

Ich bin versichert, daß man viele lehrreiche Entdekkungen machen würde, wenn man die Natur in der Absicht beobachtete, um die Absichten und den Nutzen ihrer scheinbaren Zerrüttungen zu erforschen. Warum ist das noch nicht geschehen? Ich erinnre mich, noch mehr als eine Rechtfertigung Gottes, wegen der Verunstaltung der Erde, durch die ungeheuren Bergklumpen, gelesen zu haben. Wie konnte man die Berge für Fehler in dem Bau der Erde ansehn? Diese Idee kam vermuthlich von einem Weichling her, den die Berge auf seiner Spazierfahrt etwas zu stark erschüttert hatten, oder von einem Lakirer, der Weltkugeln für die Camine drehte.

Gott Lob! wir fangen an zu vermuthen, daß manches wohl nicht ganz so übel und zwecklos seyn könnte, als es dem ersten Blik nach zu seyn scheint. Wir sind hierin aber noch nicht sehr weit gekommen.

In der Lehre von dem moralischen Nutzen des physischen Uebels haben wir einige

Schritte mehr gethan. Die Erfahrung war viel zu auffallend, und zu nachdrüklich, als daß man so darüber hinschlüpfen könnte.

Dennoch aber wird es nicht überflüßig seyn, diesen Punkt zu berühren und ein wenig dabei zu verweilen. Die Leiden sind uns so widrig, so drükkend, sie stören so leicht unsre Zufriedenheit und unsre Ruhe, daß man uns nicht genug ihren Nutzen zu unserm Troste vorstellen kann.

1. Artikel. Von der Noth und den Leiden der Kindheit und Jugend.

Jedermann weiß und spricht, daß Kinder, denen alles nach Wunsch geht, die in Fülle und Vergnügen leben, nach ihrem Wohlgefallen handeln, keinen Zwang erleiden, keine Noth fühlen, keine Arbeit haben — selten gute, ordentliche, brauchbare Männer werden. Solche bleiben mehrentheils lebenslang leichtsinnig, Müßiggänger, unwissend, und werden nicht selten lasterhaft.

Diejenigen hingegen, welche in frühen Jahren Zwang, Arbeit, Mühe ertragen, Noth und Leiden erduldet haben, pflegen gemeiniglich gute, brauchbare Menschen zu werden.

Sie sind gesetzt, arbeitsam, mäßig, vorsichtig: haben Geschiklichkeit und nützliche Kenntnisse.

Also erzeugen Mühe, Leiden und Noth, herrliche Früchte.

Strafen sind ein Leiden, ein Uebel — Und doch werden sie oft gebraucht. Die Obrigkeiten legen sie den Unterthanen auf, der Vater dem geliebten Sohne, und selbst die weichherzige Mutter ihrem Lieblinge. Warum geschieht das? Freilich manchmal aus Rache, aus Zorn, aus Ueberraschung der Leidenschaft. Dennoch aber entschuldigt hierin Jedermann seine Uebereilung damit, daß Strafen nützlich sind, daß ihre Absicht, bei der Auflegung derselben, das Wohl des Gestraften ist — Sie haben recht, überhaupt nemlich, wenn die Strafen gerecht sind, und mit Klugheit vollzogen werden.

Eine Beobachtung ist mir äußerst merkwürdig, nemlich diese, daß kränkliche Kinder gemeiniglich Verstandeskräfte und moralische Eigenschaften haben, die ihr Alter weit übertreffen. Selbst das Volk erkennt dieses, und das Sprichwort ist bei ihm gemein — kluge Kinder leben nicht lange.

Ist

Ist die Kränklichkeit die wirkende Ursach der höheren Seelenvollkommenheit, oder die Anstrengung, wodurch die Vollkommenheit erzeugt worden, die Ursach der Kränklichkeit? Oder ist die Feinheit und Reizbarkeit der Organisation, welche die Schwächlichkeit erzeugt, die Ursach der Krankheit und der Geistesvollkommenheit zugleich? Dieß sind Fragen, welche sich bis jetzt noch nicht entscheidend und allgemein beantworten lassen. Vielleicht finden aber drei Fälle statt. Es gehören noch viele Beobachtungen dazu, hierin auf die Wahrheit zu kommen. Und es wäre wohl der Mühe werth, solche anzustellen.

Wir sehen wenigstens an Erwachsenen, daß die Leiden, die Noth und Unglüksfälle, vieles zu ihrer Bildung beitragen.

„In dem Augenblik, sagt der Geschicht„schreiber Heinrichs des Vierten von Frank„reich, als dieser noch erst König von Na„varra war, daß Heinrich der Dritte, durch „die Ligue dazu gezwungen, sich wider ihn er„klärte, und Gregor der Dreizehnte ihn in „den Bann gethan hatte — Da waren ihm „alle seine Kraft, all sein Muth und seine Tu„gend nöthig, um so harte Schläge zu ertra„gen. Er war, so zu sagen, in der Wollust ein„geschlummert. Diese harten Schläge aber

„wekten

„wekten ihn; er kam wider zu sich, seine ehe-
„malige Tugend kehrte in sein Herz zurük, und
„er fing an, sie mit mehr Muth, als jemals, aus-
„zuüben. Er gestand nachher, daß er seinen
„Feinden viel zu danken hätte, daß sie ihm so
„viel Kummer gemacht hätten — denn, hät-
„ten sie ihn in Ruhe gelassen, so würde ihn
„vielleicht der Müßiggang in einem Winkel
„der Guienne angefesselt haben, und er wäre
„nicht gezwungen worden, an seine Angele-
„genheiten zu denken; so daß er nachmals bei
„dem Hintritt Heinrichs des Dritten nicht im
„Stande gewesen wäre, die Krone zu behau-
„pten.„ *)

„Man muß bekennen, daß alle Wider-
„wärtigkeiten, welche Heinrich der Vierte er-
„dulden mußte, seinen Geist und seinen Muth
„schärften; und daß er ein sehr großer König
„wurde, weil er nur durch viele Schwierig-
„keiten und in reiferm Alter zum Throne ge-
„langte.„ **)

Vor

*) Péréfixe hist. de Henri IV. pag. 71.

**) Il faut avouer que toutes les adversités, que souffrit Henri IV, aiguiserent son esprit et son courage, et qu'enfin il fut un très grand Roi, parce qu'il ne parvint à la couronne, que par beaucoup de difficultés et dans un âge fort mûr. ibid. pag. 515.

**) Vor Zeiten waren die Lateinerinnen
Bei niederm Glücke keusch:
Da ließen Fleiß und kurzer Schlaf,
Und Hände, harsch von Tusker Wolle,
Und der, den Thoren nahe, Hannibal,
Und die auf dem Kolliner Thurm
Postirten Ehemänner,
Kein Laster in die kleinen Hütten ein.
Jetzt tragen wir des langen Friedens
Uebel.

Sehr merkwürdig sind die letzten Worte:
Nunc patimur longae *pacis mala*.

Die Armuth, der Krieg, der furchtbare Hannibal an den Thoren Roms, die Arbeit, erhielten die Keuschheit der Lateinerinnen. Nunmehr aber, da Reichthum, langer Friede, die Ueppigkeit und Schwelgerei eingeführt haben, sind alle Laster eingebrochen. So ist das Uebel die Schule der Tugend.

2. Art.

**) Juvenal, übersetzt von Bahrdt, Sat. 6. v. 285.

2. Artikel. Die Leiden stärken die Seele.

Wer zum erstenmal leidet, es sey Krankheit oder Verdruß, der trägt seinen Unfall mit Murren und Ungeduld. Wer immer mit Güte und Billigkeit ist behandelt worden, kann keine Härte, keine Ungerechtigkeit, deren es doch in der menschlichen Gesellschaft so viele giebt, ertragen; sein ganzes Herz empört sich, er greift zu gewaltsamen Mitteln, die selten nützen; er wird erbittert oder muthlos, und steht von nützlichen Unternehmungen ab. So ist mehrentheils der Mensch in den muntern, feurigen Jahren des ersten männlichen Alters beschaffen, wenn die Erfahrung ihn noch nicht mit dem Laufe der Welt, und mit dem Verhalten und Gesinnungen der Menschen, bekannt gemacht hat.

In allen Leiden erschwert sich der Unerfahrne die Last durch Ungeduld noch drükkender. Er wird unglüklicher, weil er noch nicht leiden gelernt hat.

Nach und nach machen ihn fehlgeschlagene Hofnungen, vereitelte Projekte, erlittene Ungerechtigkeiten und Bedrükkungen, Leiden und Ungemach aller Orten, mäßiger, geduldiger. Die Erfahrung lehrt ihn manches Uebel ertragen, das er sonst schwerer fühlte, weil er es nicht zu ertragen wußte.

Eben

Eben diese Wirkung haben eine harte Erziehung, früh erlittenes Leid, Mangel und schwere Arbeit, schlechter Gesundheitszustand. In Grönland weiß der Mensch der erstarrenden Kälte zu trotzen; in Indien fürchtet er sich vor dem Donner nicht, den er fast alle Tage gehört; die erregten Wellen des Meers erschrekken den alten Seemann nicht, der in manchem Sturm gewesen ist.

Aber, wird man sagen, Geduld ist nur für den Leidenden brauchbar — wenn kein Uebel statt fände, wäre auch keine Geduld nöthig. Also kann man sie nicht als einen Zwek des Uebels ansehen, weil sie nur ein Mittel wider das Uebel ist. Es wäre besser, man brauchte keine Geduld, als daß man sie lernt.

Ganz richtig — als bloße Geduld kann man sie nicht für eine Frucht und einen Zwek der Leiden ausgeben. Die Geduld ist aber nicht bloß ein Behelf in der Noth, um durch ihre Hülfe die Leiden des Lebens zu ertragen. Sie ist vornemlich Entwickelung der Kräfte, Befestigung und Stärkung der Seele. Wer gelitten hat, ist nicht allein in Leiden geduldig, er ist auch bei größerer Mäßigung in seinen Projekten, fester in seinen gefaßten Entschlüssen, standhafter in der Ausführung seines Vor-

habens, viel gleichmüthiger bei allen Vorfällen, als derjenige, welcher das Uebel nicht kennt. Der Schmerz reift die Seelen, wie die brennende Sonnenhitze die Früchte.

Wer noch nichts erlitten hat, ist immer noch, er mag so alt seyn, als er will, etwas leichtsinnig, und, ich möchte sagen, kindisch. Alles macht auf ihn einen starken Eindruk: dieser Eindruk aber verschwindet bald; jeder Einfall reißt ihn hin, und pflegt eben so geschwind zu verschwinden.

Nichts ist furchtsamer als der Mensch, wenn er immer verschont geblieben ist; jedes Ungemach, jeder Schein eines Uebels, jede Ahndung eines möglich bevorstehenden Unfalls versetzt ihn in Schrecken. Der erfahrne, der geprüfte Mensch fürchtet sich nicht.

„Wieder eine überflüssige Lehre! wird man sagen: denn man nehme nur das Uebel weg, so wird man nicht nöthig haben, das Uebel ertragen zu lernen; dann wird man keinen Muth brauchen.„ Auch dieser Einwurf ist nur halb wahr. Dient denn der Muth nur gegen Leiden? Ist er auch nicht zu großen Unternehmungen, zur Uebung der Tugend, nöthig? Erhebt und beseligt er nicht die Seele durch das Gefühl ihrer eignen Größe und Stärke?

An-

Angustam, amici, pauperiem pati
Robustus acri militiâ puer
Condiscat.

„Der durch Kriegesdienste abgehärtete Jüngling muß die drückende Armuth tragen lernen;„

Sagt Horaz. Der Krieg stärkt den Mann, (robustus acri militiâ) weil er ihm schwere Arbeiten auflegt, viele Beschwerden macht, ihn in Gefahr setzt. Er soll die drükkende Armuth (angustam pauperiem) ertragen lernen. Also Prüfung, Leiden.

Eben so wird der gerühmt, welcher

Multa fecit, tulitque puer, sudavit et alsit.

„Als Jüngling vieles that und erduldete, Hitze und Frost ausstand.„

Thätigkeit, Größe, sind die Früchte der Leiden, des Mangels. Man sehe die Geschichte Roms, Griechenlands, Persiens. Ueberall mit der Armuth, dem Kriege, Muth, Tapferkeit, Gradheit, Tugend, Uneigennützigkeit.

Praestabat castas humilis fortuna latinas.

Ueberall mit dem Reichthum, dem Frieden, dem Flore schändlicher Laster, weibische Sitten, Schwelgerei, Arglist.

Ueberhaupt scheinen Vergnügen, Wohlseyn, Genuß, etwas erschlaffendes an sich zu haben, und unsern Kräften schädlich zu seyn. Nach langen Spielen, nach mannigfaltigen Zerstreuungen, hat man zur Arbeit keine Lust. Der Liebhaber der Romanen und Schauspiele findet ernsthafte Schriften trokken, und kann sie nicht lesen. Diese Weichlichkeit ist zu unsern Zeiten sehr gemein geworden. Es will fast nichts mehr, als Gedicht, Erzählung, Roman, bei unsern Lesern Eingang finden. Wer lange in aller Bequemlichkeit und Behaglichkeit gelebt hat, kann sich zu keiner Anstrengung entschliessen, keiner Unbequemlichkeit aussetzen. Rufet, zur Probe, den muntern Jüngling vom ergötzenden Tanze zur Arbeit zurük; ihr werdet mehr als einmal rufen müssen, wenn ihr kein ander Mittel, als das Zureden, in Händen habt.

Ganz natürlich! Kraft ist Fertigkeit, oder wird wenigstens nur als Fertigkeit brauchbar; und Fertigkeit ist nur die Frucht der Uebung. Wenn die Uebung unterbrochen wird, muß nothwendig die Kraft erschlaffen. Genuß ist angenehm; nicht immer so die Arbeit, zumal wenn die Kräfte gleichsam losgespannt sind. Im vollen Gange hat es so viel nicht zu sagen; — aber die erschlafften Kräfte zu spannen, —

das ist die Sache! Solches vermag nur die eiserne Nothwendigkeit, oder — das Uebel.

Muntre Reigen blühender Jugend ergözzen sich im flüchtigen Tanze. Versuch es ja nicht, sie zum Ernst, zur Arbeit, zu ermahnen. — Alle ihre Kräfte sind erschlafft. Vielleicht möchten sie gern eurem Ruf folgen — allein, sie können nicht! Lasset aber plözlich vor ihren Ohren das Signal der drohenden Gefahr, das Geschrei der Angst und des Schrekkens erschallen. — Da fliegen sie alle auseinander, vergessen der Freude, eilen zur Rettung der Unglüklichen, und scheuen weder die Arbeit, noch die Gefahr. Die Mädchen fliehen, ihr könnt sie auf ihre einsamen Kammern zur Arbeit schikken.

Wie oft hat man Leute in ihrer Niedrigkeit und Armuth gesehen, welche durch ihre Tugend, Geschiklichkeit, Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit, die Achtung aller, die sie kannten, auf sich zogen. Sind sie aber zum Reichthum gelanget, oder auf eine höhere Stufe erhoben worden; dann ist alle ihre Tugend verschwunden. Auch in diesem Sinne ist der schöne Vers der Henriade wahr:

Tel brille au second rang, qui s'eclipse au premier.

Aus diesem Grunde ist es Niemandem zu rathen, daß er eine Person tief unter seinem Stande zu sich erhebe. Es ist immer dabei zu besorgen, daß das bescheidene, liebenswürdige Geschöpf sich in eine stolze Närrin verwandle.

Ich finde es immer sehr verwegen, wenn die Menschen, in den Wünschen, die man zum Zeitvertreib zu verschwenden pflegt, von sich selber zu sagen pflegen: Wenn ich dies Glük erlangte, wenn ich zu der und der Würde erhoben würde, da wollte ich dies und jenes thun. Ich wollte nicht stolz, nicht eitel, nicht geizig, nicht verschwendrisch seyn. Ei, lieben Freunde, ihr wißt nicht, was ihr seyn und thun würdet. Bedenket das Sprichwort:

Honores mutant mores.

Wenn ihr findet, daß der Große nicht so bescheiden, und der Reiche nicht so wohlthätig ist, als ihr wohl dächtet, daß sie seyn könnten, verdammet sie nicht gleich. Sie mögen tadelnswürdig seyn. Bedenket aber ihre Lage, und vor allen Dingen sprechet nicht: Wenn ich an ihrer Stelle wäre, würde ich ganz anders seyn!

Die kleinste Höhe kann den schwachköpfigen Menschen — und alle Menschen sind ein wenig

wenig schwach — schwindeln machen, im moralischen so wohl, als im physischen Sinne.

Merkwürdig ist es, daß wir den Abstand von oben hinunter immer größer sehen, als von unten hinauf, in physischem und in moralischem. In jenem sehe ich die Ursach des Unterschiedes wohl, *) in letzterem aber nicht

*) Von oben herab gesehen, scheint die Tiefe beträchtlicher, als die Höhe von unten herauf — weil zu der Höhe zweimal meine Länge hinzukommt. Gesetzt, ich sehe von unten eine Höhe von zwölf Fuß: ich sehe in der That nicht zwölf Fuß, sondern nur sieben Fuß Höhe, denn ich sehe nicht von der Erde, sondern von meinem Auge, welches fünf Fuß hoch steht, hinauf. Und es ist zwischen meinem Auge uud dem Gipfel nur ein Abstand von sieben Fuß. Wenn ich aber von oben in die Tiefe blikke, sehe ich nicht von dem Gipfel, sondern von meinem Auge, das ist, fünf Fuß über den Gipfel hinunter. Also von oben herab, die ganze Höhe und meine Länge fünf Fuß., von unten hinauf die Höhe weniger fünf Fuß. Also ist der Unterschied zwischen beiden Standpunkten zehn Fuß, welches auf einer geringen Höhe viel ausmacht. Es kommt nun noch eins dazu — nemlich wir sind gewohnt, von unten nach oben zu sehen, nicht aber tief unter uns.

recht. Man sagt, die Eigenliebe blendet den Menschen. Gut; aber wie geht das zu?

Man bedenke, wie viel Gelegenheiten zu Thorheiten, Reichthum, Hoheit, und die ihnen anhängende Schmeicheley, geben können. Der Arme ist mäßig, bescheiden — das glaube ich wohl; er kann nicht ungestraft anders seyn. Er ist mitleidig — auch das begreife ich vollkommen; er weiß es, wie sehr die Noth drükt.

Ihr Reichen und Großen, euer Stand ist gefährlich, die Tugend kostet euch Müh — Seyd desto mehr auf eurer Hut.

Triumphiret auch nicht, wenn ihr den Armen vor euch kriechen und Niederträchtigkeiten begehen sehet. Saget nicht: Das könnte ich nicht thun; mein Herz ist edel. Dieser Edelmuth kostet euch wenig, ihr fühlet keine Bedürfnisse, und wenn eure Fantasie euch Hülfe nöthig macht, so findet ihr hundert Gefällige, die euch ohne Lohn, aus Eitelkeit, oder auf Hofnung, dienen.

3. Artikel. Bedürfniß und Uebel knüpfen die Bande der Gesellschafter fester.

Der Mensch bedarf der Gesellschaft seines Gleichen, wenn er ein Mensch werden soll.

Den

Den Grund zu seiner Bildung kann er nicht selbst legen. Ohne die Menschen würde er ein Thier bleiben, denn Geburt und Natur machten ihn nur zum Thiere.

Es war also sehr nöthig, die Menschen mit einander zu verbinden.

Der Schöpfer hat uns allen eine Neigung für unsre Nächsten eingepflanzt. Nie sind wir recht froh in der Einsamkeit, es müßte denn seyn, daß wir der Einsamkeit, zur Ruhe oder Betreibung unserer Angelegenheiten, bedürften. Die bloße Gegenwart der Menschen ist uns schon Genuß.

Allein, es reicht dieser Trieb zur Geselligkeit nicht zu, denn ohne Bildung ist er sehr schwach. In Einöden aufgewachsen, möchte der Mensch nie eher seines Gleichen suchen, als bis ihn der Geschlechtstrieb dazu aufmunterte; und dann möchte diese Verbindung von kurzer Dauer seyn. Außerdem würde er vielleicht eher die Gegenwart des Menschen fliehen, als suchen, um in Sicherheit, und ungetheilt, seinen Raub zu genießen.

Unter allen Mitteln, welche man ersinnen könnte, um die Menschen unter einander zu verbinden, wenn man ja andre ersinnen kann,

ist wohl keines zuverläßiger, als das Bedürfniß. Alle andre Bande sind nur schlaff, und der Muthwille kann sie leicht zerreissen. Jenes aber läßt sich nicht zerreissen.

Wenn nun die Leiden das wahre und stärkste Band der Gesellschaft ist — nicht wahr, dann ist das Uebel von dem größten Nutzen? Ja man kann sagen, daß es nothwendig ist, wenn der Mensch Mensch werden, wenn er als Mensch glüklich seyn, wenn er empfinden und denken soll. Denn die Würde der Menschheit, das Glük, die Empfindung und der Verstand, sind Früchte der gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen.

Und daß diese Verbindung nur auf dem Bedürfniß beruht, sieht man deutlich aus der Geschichte der Menschheit. Die Geselligkeit geht in allen Stükken gerade nur so weit, als das Bedürfniß, hier der Erhaltung, dort der Sicherheit, und noch anderswo, der Freude. Wer in sich selbst Kräfte genug findet, wer sich selbst genug ist, der sucht die Gesellschaft der Menschen nicht sehr eifrig.

Hier könnte man mir sagen, daß unsre Bedürfnisse und unsre Schwachheit uns vielmehr ungesellig machen, weil wir uns deswegen auf

uns einschränken. Auch dieses hat seine Wahrheit. Aber die Auflösung der Schwierigkeit wird uns zeigen, wie wunderbar der Schöpfer die Kräfte zu kombiniren gewußt, und wie manches Ding in der Welt oftmals widersprechende Wirkungen erzeugt, und doch seine Absicht erfüllt.

Die Bedürfnisse schränken uns auf uns selbst ein, sobald es darauf ankommt, Andern zu helfen; sie weisen uns aber auf Andre, so bald wir der Hülfe jener bedürftig sind. Da wir aber, alles gerechnet, mehr Hülfe bedürfen, als von uns gefodert werden kann; so werden wir durch die Bedürfnisse mehr außer uns geworfen, als in uns selbst eingeschränkt. Dieß klingt sonderbar, es ist doch sehr gegründet; wir fodern und erhalten alle von Andern mehr, als wir ihnen leisten. Das geht so zu — Indem wir für uns arbeiten, arbeiten wir für Andre, ohne daran zu denken. Ich suche Vergnügen in der Gesellschaft, ich suche die Gesellschaft auf, nicht um ihrent- sondern um meinetwillen. Ich kann aber derselben nicht beiwohnen, kein Vergnügen in der Gesellschaft genießen, ohne das Vergnügen Andrer, auch ohne mein Wissen und Willen, zu befördern. Hier glaube ich nur zu genießen, und dieses nur beabsichtet ein jeder in dieser Gesellschaft —

Wir

Wir aber, wir fordern nur; niemand denkt an das Leisten; und so wird in der That mehr genossen, als geleistet.

Auch so in ernstern Geschäften. Selten hat man bei seiner Arbeit andre Absichten, als auf sich selbst — und doch kann man nicht arbeiten, ohne für Andre zu arbeiten. Jene genießen durch uns, ohne daß wir leisten.

Mancher macht sich Geschäfte aus Vergnügen — er pflanzt einen Garten, zieht Blumen und Früchte, und denkt dabei nur an sich. Ein andrer schreibt ein schönes nützliches Werk: Seine Absicht dabei war, nur sich damit zu vergnügen, seine eignen Gedanken ins Reine zu bringen. Ein Dritter übt sich in der Musik, oder in andern schönen Künsten, und hat dabei nichts als Uebung seiner Kräfte, oder Vergnügen, zum Zwek. Andre aber genießen mit allen diesen von der Arbeit derselben, ohne daß diese daran denken. Man hat von ihnen erhalten, und sie haben nichts geleistet.

Auf diese Art erhalten wir mehr, als wir leisten — mithin müssen Bedürfnisse, Schwachheit und Eigensucht, die Menschen mehr verbinden, als trennen. Und das thun sie wirklich.

Sie

Sie können die Menschen nur in sofern trennen, als die Kräfte der Menschen sich selber zu helfen reichen. Da aber diese nicht weit gehen, so ist die Trennung, welche jene verursachen können, unerheblich. Alles Bedürfniß, das über die eignen Kräfte hinausgeht, wirft den Menschen in die Arme des Menschen. Und dieses ist beiweitem das häufigste.

Wenn jemand ungesellig seyn kann, so ist es der Mensch, der wenig Bedürfnisse, oder Kräfte, genug hat, seine Bedüfnisse zu befriedigen. Der Grönländer, alle rohe Völker, sind wenig gesellig. Käme bei den meisten Horden dieser incultivirten Menschen nicht der Krieg und das Bedürfniß der Vertheidigung dazu, vielleicht lebten sie ganz zerstreut. Unter uns könnten die Reichen ungesellig seyn, weil ihr Reichthum ihre Bedürfnisse befriedigen kann. Allein die Fürsehung hat dafür gesorgt, und hat ihnen andre Bedürfnisse aufgelegt, die sie wieder zur Geselligkeit zurük weisen. Ehre, Bedürfniß des Vergnügens, welches bei ihnen so dringend ist. Reiche von rohem Gefühle sind nicht gesellig, weil kein Bedürfniß sie zur Geselligkeit zwingt.

Diese Beobachtungen werden durch das Beispiel der Thiere bestätigt. Ein Gesetz herrscht

herrscht durch die ganze Natur über alle analogischen Geschöpfe.

Die Thiere, welche gleich nach ihrer Geburt keiner Hülfe bedürfen, verlassen ihre Mütter sogleich, und werden von ihnen verlassen. Manche Mütter kennen ihre Brut gar nicht, und bleiben ihr auch unbekannt. Diejenigen, denen die Pflege ihrer Eltern unentbehrlich ist, bleiben bei denselben, und machen mit ihnen eine Art von Gesellschaft. Diese währt aber auch nur so lange, als das Bedürfniß. Sobald die Jungen selbst sich versorgen können, verlassen sie ihre Eltern, und wenn sie sie nicht verlassen wollen, werden sie von ihnen verstoßen und weggetrieben.

Ueberall ist also die Verbindung nur die Wirkung des Bedürfnisses, und dauert nicht länger als dasselbe.

Bei den Thieren hat die Gesellschaft nur die Erhaltung zum Zwek. Da konnten also die Bedürfnisse allemal ihre Befriedigung veranstalten. Kurz oder lang, die Gesellschaft erreichte immer ihren letzten Endzwek. Bei dem Menschen aber war die Absicht der Gesellschaft nicht nur die Erhaltung des Lebens und die Befriedigung physischer Bedürfnisse, son-

dern

dern auch, und hauptsächlich, die geistige Veredlung desselben. Dieses Bedürfniß aber ist keines von denen, welche sich dem rohen Menschen, wie der Hunger und der Durst, empfinden lassen. Auf diesem Bedürfnisse konnte also die wirkende Ursache der Gesellschaft nicht beruhen. Die ersten Bedürfnisse reichten auch nicht zu, die Gesellschaft lange genug zu erhalten; denn sie sind bald befriedigt; das Menschthier kann denn doch bald laufen, klettern, sein Futter suchen. Die Bildung der Vernunft aber, die Entwikkelung der Seelenkräfte, des moralischen Gefühls, geschehen nur spät. Es mußten also andre Bande da seyn, die die Menschen länger an einander fesselten, als Hunger und Durst; d. h. sie mußten andre Bedürfnisse haben, die sie beständig zusammen hielten. Also mußte der Mensch mehr, länger anhaltende Bedürfnisse haben, als die Thiere. Es mußte also schwächer seyn, als letztere, d. h. seine Kräfte mußten in Verhältniß mit seinen Bedürfnissen geringer seyn, als bei den Thieren. Konnte der Mensch, wie die Thiere, bald nach seiner Geburt laufen, hatte er Waffen zu seiner Vertheidung, eine dikke Haut, wie der Elephant, oder einen Balg, wie der Bär; konnte er in der Erde, auf den Bäumen, seine Nahrung finden, wie

die

die Maus und der Vogel, oder konnte er sie, wie der Wolf, auf dem Felde erhaschen, so zerstreute sich die Familie sehr früh, und es war mit seiner Bildung aus.

Lieben Leser, erwäget dieses wohl; bedenkt, worauf es bei unsrer Veredlung ankam; und nun klaget wider den Schöpfer wegen unsrer Hülflosigkeit, unsrer Schwachheit, unsrer Bedürfnisse. Ach, wie oft beurtheilt der Mensch die Anordnungen Gottes unrecht! Wird er sich denn niemals Vorwürfe darüber machen? Ja, ja — alles, was Gott thut, ist wohl gethan.

4. Artikel. Das Uebel erwekt gesellige Empfindungen.

Wenn das Uebel und die Leiden der Menschen bestimmt waren, die Menschen mit einander zu verbinden, so erreichen sie nicht allein dadurch ihren Zwek, daß sie den Bedürftigen nöthigen, die Hülfe seines Gleichen zu suchen; sondern auch dadurch, daß sie bei denen, die nicht leiden, aber Zeugen des Leidens andrer sind, wohlthätige und gesellige Gefühle erwekken.

Jedes Uebel erwekt Menschenliebe und Mitleid. Jederman macht sichs zur Pflicht, den

den Kranken aus seiner Bekanntschaft zu besuchen, ihm, und wohl gar, wenn er darum ersucht wird, dem Unbekannten Erquikkung zu verschaffen. Dem Genesenden giebt man schmakhafte Speise, und stärkendes Getränk. Dem Leidenden springt man bei; man stürzt sich in die Fluten, das Leben dessen zu retten, der darin umkommen möchte. Wenn Feuer ist, kommt die Hülfe von allen Seiten.

„Ich weiß nicht, wie das zugeht," sagte mir eine sehr verständige Person, „seitdem der „Mensch krank ist, habe ich ihn immer vor „Augen, da ich sonst nie an ihn gedacht habe, „als wenn man von ihm sprach oder er vor mir „stand." In der That, der Mensch ging jene Person gar nichts an; sie hatte ihn nur einige mal im Vorbeigehen gesehen.

Daraus lernen wir, daß das Uebel die Menschen genauer verbindet, nicht allein durch die Hülfe, sondern auch durch die Empfindung. Das Uebel an und für sich hat eine Kraft, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, und auf einem Gegenstand fest zu halten.

Man weiß ja, daß das Mitleiden leicht in Freundschaft gegen den Bemitleideten sich verwandelt. — „Das thut das Vergnügen auch."

„auch.“ — Richtig. Aber die Freundschaft, welche die Noth und das Mitleiden erzeugten, ist inniger und edler. — Ihre Bande sind eher und fester geknüpft, sie artet nicht so leicht in bloße Association zum Vergnügen aus, sie verschwindet nicht so leicht.

Das Mitleiden zwischen beiden Geschlechtern bahnt der Liebe den Weg. Mann, willst du das Herz deiner Frau nicht verliehren — sey du ihr Vertrauter, ihr Trost, laß nicht in den Armen eines Freundes ihre Thränen sich ergießen — Laß sie nur mit Behutsamkeit die Trösterin eines Freundes seyn.

Vater, willst du deine Kinder vor einer voreiligen Liebe bewahren, laß nicht die Schwester den Bruder, oder den Bruder die Schwester, in den frühern Jahren, wo das Herz weich und der Verstand schwach ist, in der Noth trösten, ihm Zuflucht seyn; vielweniger noch Freunden und Freundinnen.

Alle diese Beobachtungen sind ein Beweis, daß das Uebel die geselligen Empfindungen erzeugt und stärkt, folglich die Gesellschaft genauer verbindet; eine Wohlthat, die man nicht genug schätzen kann!

Und zwar geschieht diese genauere Verbindung auf eine sehr edle Art. Das Uebel verbindet

bindet die Menschen mit einander, nicht so- wohl, weil der Leidende Hülfe und Trost sucht, welches nicht allemal geschieht, sondern weil der Mitleidige den Leidenden sucht. Denn ob man gleich denken sollte, daß die Freude und die Dankbarkeit der Geretteten und Getrösteten an den Retter und Tröster fester, als das Mit- leiden, binden müßte; so ist es doch nicht durch- gehends und bei edlen Herzen also. Denn der Helfer und der Retter wird mehr Liebe für den Geretteten empfinden, als dieser für jenen. Ich weis, wie man solches erklärt; nemlich dadurch, daß der Wohlthäter sich mit Vergnü- gen einer edlen That bewußt ist, und das An- denken an dieselbe ihm den Gegenstand dersel- ben werth macht. Etwas mag daran seyn; aber es giebt auch Fälle, wo man eben so gute und edle Thaten thut, ohne sich derselben mit so vielem Vergnügen zu erinnern. — Ja, wenn sie ohne Mühe und Gefahr ausgeübt würde, die edle That, wenn sie nichts außer- ordentliches hätte, wenn sie nicht Aufopferung kostete, wenn die Umstände nicht auffallend wä- ren, so vergißt man sie wohl ganz und gar. Der Wohlgefallen an einer guten That kann uns also nicht allein den Gegenstand derselben werth machen.

Ich dächte, folgende Beobachtung könnte näher zum Zwek führen. Der Leidende wird durch seinen Schmerz in sich gekehrt und fast auf sich eingeschränkt; seine Gefühle werden auf ihn selbst bestimmt; er fühlt also gegen seine Freunde nur durch Reflexion; und Reflexion ist ein schwacher Reiz für das Herz. Der Mitleidige hingegen wird ganz außer sich gezogen, sein Hauptgegenstand ist außer ihm; er selbst vergißt sich; dieses sieht man an Freunden, die einem Kranken beistehen, an solchen, die mit großer Gefahr Hülfe leisten — sie denken dabei nicht an ihre eigene Gefahr, an ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeit.

Wenn das wahr ist, so folgt daraus, daß, ohne Uebel, die Menschen ganz in sich gekehrt seyn würden, weil nichts sie nach außen bestimmte.

Wenn irgend ein großer Unfall das gemeine Wesen betroffen hat, sieht man unter dem Volke nichts als menschenfreundliche Gesinnungen. Engere Bande, Freundschaft, scheinen einige Tage lang alle Herzen zu vereinigen. In solchen Tagen kann man einen jeden, der auf der Straße geht, dreist anreden. Der rohe Mensch, der sonst nur eine Grobheit zum Bescheide gesagt haben würde, antwortet diesmal mit Bescheidenheit; diejeni-

gen

gen, die sonst wohl andere nicht des Ansehns werth achten, bleiben stehen, fragen, lassen sich fragen, geben Antwort, und unterhalten sich mit Herablassung. Grobheit und Stolz sind ganz verschwunden. Bekannte und Unbekannte treten zusammen, erkundigen sich, erzählen, beklagen die Noth — Die ganze Stadt sieht nur Brüder.

Sollen Menschenliebe, hülfreiches Mitleiden unter den Menschen statt finden, so muß auch Uebel seyn. Damit will ich nicht sagen, daß das Uebel der einzige Gegenstand des Mitleids ist; auch nicht, daß man nicht Mitleid fühlen kann, wenn man kein Elend fühlt. Ich will sagen, daß man wenig Menschenliebe und kein reelles thätiges Mitleid haben wird, wenn man nicht selbst gelitten hat. Leiden sind Empfindungen, Sensationen. Sie lassen sich durch Worte nicht erklären; wir können ihre Begriffe nicht analysiren; folglich ist es eben so unmöglich, dem, der nicht gelitten hat, einen Begriff von dem Leiden zu geben, als dem Blindgebohrnen die Farben zu erklären. Wer also nicht gelitten hat, der kann kein wahres Mitleiden empfinden; er wird seine Mitempfindung in Worten oder in der Phantasie haben; und beides ist für den Nothleidenden ganz

überflüßig. Das erste ist zu schwach, und mithin unnöthig; das andre ist übermäßig, folglich hat es Unrecht, oder es hat den Muth nicht zu helfen, es drükt die Augen zu und läuft davon.

Wäre Dido nicht einst zur Flucht genöthigt gewesen, würde sie den flüchtenden Aeneas nicht so mitleidig aufgenommen haben. Aber

Non ignara mali miseris sucurrere disco

spricht sie. „Ich bin mit dem Leiden nicht unbekannt, und habe gelernt den Unglüklichen beizustehen.„

Eins ist mir dabei überaus merkwürdig, und lehrt mich, wie vortreflich es der Schöpfer eingerichtet hat, seine wohlthätigen Absichten zu erreichen, so daß auch geringfügige, fehlerhaft scheinende, Dinge dazu dienen müssen. Eine Betrachtung, die mir immer sehr wichtig ist.

Der Schöpfer will, daß die Menschen als Brüder mit einander leben, einander in der Noth beistehen — nicht allein um der Rettung des Leidenden, sondern auch um der Veredlung des Helfenden willen. Aus diesem

Grunde

Grunde hat er dem Menschen Theilnehmung und Mitleiden ins Herz gepflanzt. Die Hülfe ist aber nicht immer gegenwärtig — wie sollte sie herbeigerufen werden? Das Geschrei der Noth reicht nicht immer an die Ohren des, der helfen soll und kann. Die bloße Nachricht obwaltender Noth erregt zwar Theilnehmung, geht aber selten weiter, als kaltes, unthätiges Bedauren; sie erreicht ihren Zwek nicht. Ach die Armen! spricht man, legt aber dabei die Hände in den Schooß. Nur die Gegenwart der Leidenden, nur der Anblik der Noth ist vermögend, die Trägheit und Zaghaftigkeit des Menschen zu überwinden. Wie sollte nun die sonst träge Hülfe geschwind herbeigerufen werden? Gott, der gütige Vater, der allen geholfen wissen wollte, beseelte den Menschen mit einer geringfügigen Begierde, die nicht selten eine kleine Seele verräth, und manchmal einen widrigen Anstrich hat — die Neubegierde mußte den Menschen auf den Schauplatz der Noth herbeiführen. Er hört von einem Unglük. Er will — nicht helfen, daran gedenkt er noch nicht. — Er will das neue Schauspiel nur ansehen. Allein dahin wollte ihn vorerst nur der Vater der Menschen haben. Nun ist er da, er wollte nur den Zuschauer abgeben, nur um seinetwillen kam er; aber

der Anblik der Noth zerreißt sein Herz. Er kann nicht mehr müßig da stehen, und der Unglükliche findet Rettung, da, wo ihm keine zugedacht war. Ueberall wird — wie ich oben gesagt habe — mehr erhalten als geleistet.

5. Artikel. Von dem Waisenstande.

Ich will dem Waisenstande nicht seine großen und häufigen Beschwerden absprechen. Schon in dem ersten Theile hab' ich davon geredt. Hier nur ein Wort über den Nutzen, den er oftmals erzeugt.

Viele Eltern sind so ungewiß und so leichtsinnig, daß sie für ihre Kinder gar nicht sorgen; manche sind so roh und so lasterhaft, daß ihr Umgang, ihre Lehren, ihr Beispiel gerade die gefährlichste Verführung für ihre Kinder sind, und daß man es ein Glük nennen kann, wenn der Tod sie ihren Kindern entreißt. Von solchen rede ich nicht.

Auch von den Müttern will ich nicht reden, welche allesammt zu weichlich und nicht Standhaftigkeit genug haben, um ihren Kindern eine gehörige Erziehung zu geben. Für die erste Verpflegung sind sie vortreflich; nachher aber muß eine festere Hand sie ablösen.

Ich wende mich aber zu euch — ihr verehrungswürdigen Väter, die ihr bei festem Muthe verständige Grundsätze, Standhaftigkeit und Eifer für das wahre Wohl eurer Kinder habt. Getraut ihr euch zu sorgen, daß ihr eure Kinder gut erzieht? Fehlt ihr nicht, daß euer Vaterherz euch oftmals von euren Grundsätzen entfernt? Bald übersehet ihr Fehler, die üble Folgen haben können; bald laßt ihr eure Kinder zu viel Freiheit, zu viel Bequemlichkeit, zu viel Vergnügen genießen, und so verzärtelt ihr sie. Ein andermal fodert ihr aus Liebe zu ihnen, aus väterlichem Pflichteifer, zu viel Vollkommenheit, zu viel Anstrengung, zu frühen Fortgang in ihren Uebungen. Selten, selten wirds euch gelingen, das rechte Maaß zu treffen.

Man findet gemeiniglich, daß diejenigen Kinder am besten gerathen, welche früh unter fremder Führung gestanden, früh einiges zu leiden gehabt haben. (s. oben.) Mancher wird ein braver Mann, blos weil er das — soll ich Glük oder Unglük sagen — gehabt, früh seiner Eltern beraubt zu werden.

Ihr wohlgesinnten Väter, zweifelt nicht an dem Heile eurer geliebten Kinder, wenn ihr vermuthet, daß die Fürsehung euch von

ihnen abruft; vertrauet auf den Vater im Himmel. Thut, was Klugheit und Liebe euch lehren, und dann überlaßt das übrige mit Zuversicht dem Herrn.

6. Artikel. Viele große Männer sind ungebildet gewesen.

Manche Männer sind ohne Erziehung vortreflich und groß geworden; vielleicht würde ihnen eine sorgfältige Bildung eher schädlich, als nützlich, gewesen seyn. Größe, wahre Größe, beruhet auf eigner Thätigkeit, eignem Denken. In guten Schulen, bei verständigem Unterricht, würde ein solcher Geist Nahrung gefunden haben, damit zufrieden gewesen seyn, und nicht selbst gesucht haben. Da er aber ohne Unterricht blieb, oder nichts, als einen schlechten Unterricht, genoß, suchte er selbst Nahrung, strengte sich an, und wurde durch diese Anstrengung noch größer. Die Kinder der Californier wissen meilenweit ihre Nahrung zu suchen, und in Felsen, Klüften, zu finden, weil ihnen die Eltern keine geben. Unsre Kinder würden da verhungern; weil wir ihnen alles reichen, wissen sie nichts zu suchen. Jene sind das Bild des guten Kopfs ohne Bildung; diese das Bild des wohlunterrichteten Menschen. Steinbart sagt in seiner Nachricht von

dem Pädagogium zu Züllichau, daß man die Güte der Schule nicht nach der Menge der Lehrstunden beurtheilen muß; denn, spricht er, der eigne Fleiß ist besser, als der Fleiß in den Lehrstunden. Bei letzterm verhält sich der Schüler nur passiv — nur wenn er allein arbeitet, ist er activ.

Ueberhaupt kann die Erziehung keine große Männer bilden; sie ist nur für gemeine Menschen. Andern ist sie eher hinderlich, als beförderlich.

„Shakespear hatte keine litterarische Er„ziehung genossen,„ sagt Wieland in dem Leben dieses großen englischen Dichters; „er besuchte „nur kurze Zeit eine kleine Schule, wo er ei„nige lateinische und griechische Worte lernte; „sein Vater hatte ihn zu seiner Handlung be„stimmt. Aber es ist mehr als eine bloße „Vermuthung, daß es diesem kleinen Umstande, „dem Mangel einer klassischen Erziehung, zu„zuschreiben ist, daß wir einen Shakespear „haben. Freilich würde ein früher und ver„trauter Umgang mit den unverbesserlichen „Werken aus den Zeiten des Perikles und Au„gusts seinen Geist gebildet, seine Phantasie „mit Modellen, mit idealischen Schönheiten „angefüllt, seinen Geschmak geläutert und

„fester

„fester gemacht, und seinen Worten eine Re„gelmäßigkeit, eine Correction und Vollen„dung gegeben haben, die ihm jetzt mangelt; „aber mit allen diesen Vortheilen würde er „nicht mehr Shakespear gewesen seyn, nicht „mehr das ursprüngliche Genie, der Sohn „der Phantasie (wie ihn Milton nennt) des„sen wilde Töne, gleich dem Waldgesang der „freien Nachtigal, die antwortenden Saiten „unsers Herzens schneller und tiefer rühren, „als das angelehrte künstliche Lied des einge„bauerten Canarienvogels.„

7. Artikel. Vom Kriege.

Ich rechne den Krieg unter die physischen Leiden, ob er gleich eigentlich zum moralischen Uebel gehört: denn er gehört zu den menschlichen Thorheiten. Seine üblen Wirkungen sind aber mehr physisch als moralisch.

Daß er ein schrekliches Uebel ist, darf ich nicht weitläufig darthun; ich erkenne ihn dafür. Aber er ist, wie jedes Uebel in der Welt, nicht blos Uebel; er hat seinen Nutzen, und diesen müssen wir zu entdekken suchen.

Lange schon vermuthete ich, daß der Krieg in der moralischen Welt sich ungefehr so verhalten

halten möchte, wie Erdbeben und Fieber in der physischen. Ich beobachtete die Folgen der Kriege, die ich erlebt habe, und las die Geschichte in dieser Rüksicht mit Aufmerksamkeit.

In der Bürgerwelt sind die Wirkungen des Krieges auffallend. Die Betriebsamkeit wird rege; Waarenlager, die schon lange dem Kaufmann zur Last fielen, wurden ausgeleert, alle männlichen Gewerbe blühen; der stokkende Umlauf des Geldes bekommt neue Kräfte; Männer, welche sonst in der Armuth, Niedrigkeit und Dunkelheit geblieben wären, treten hervor, erwarten Reichthum, schwingen sich auf höhere Stufen, und machen ihren Namen durch Klugheit und Thaten berühmt. Ist das gut oder übel? Mir deucht, es ist billig, daß Reichthum und Ehre nicht immer in denselben Händen bleiben. — Denn wie haben diejenigen, welche sie besitzen, dieselben erworben? Laßt doch auch den Mann aus dem Volke einmal hervortreten, einmal die Augen auf sich ziehen, einmal genießen; sollte es auch nur einen Augenblik seyn.

Wer irgend auf eine Art sich hervorthut, der hat etwas gethan, Kräfte angestrengt und entwikkelt. Wo viele sich zeigen und Thaten thun, da gewinnt die Menschheit an Veredlung.

Es

Es ist unläugbar, daß die Unruhe des Krieges alle Kräfte aufbietet, den Muth reizt und stärkt. Dadurch gewinnen die Sitten mehr Mannheit. Der junge Officier kömmt ganz anders aus einem Feldzuge zurük, als er hingegangen war. — Schon seine Gesichtsfarbe ist männlicher — seine Seele hat sich verändert, wie sein Gesicht.

Dieses alles wird durch die Geschichte bestätigt. Rom ward die Besiegerin der Welt, nachdem es die Bewundrung derselben gewesen war. *) Zu der Zeit aber, da es mit hohen Tugenden und Thaten glänzte, war es im beständigen Kriege. Seit dem Numa bis zum August, in siebenhundert Jahren, hatte es nur ein einziges Jahr den Frieden. Sobald aber der Krieg sich entfernte, sobald es den Frieden genoß, riß die Ueppigkeit ein und schleppte die schändlichsten Laster mit sich.

Patimur longae pacis mala.

Ein merkwürdiges Wort!

Es

*) Ich bitte wegen dieses Gallicismus um Vergebung; er ist energisch.

Es haben schon viel berühmte Männer den Nutzen des Krieges erkannt. In seiner Geschichte der Deutschen *) sagt Schmidt:

„Es ist überhaupt schwer, wenn die Na„tion selber Soldat ist, ein Mittel zwischen „Krieg und Frieden zu halten. Zu viel Kriege „schwächen sie in ihren innerlichsten Theilen, „und greifen, so zu sagen, das Mark in den „Beinen an; zu wenige benehmen ihr den „Muth und gewöhnen sie an Weichlichkeit.„

Man wende das — zu viele Kriege — nicht gegen mich. In allen Dingen ist zu viel schädlich. Zu viel Brod, zu viel Sonnenschein, zu viel Regen, sind ein Uebel; deswegen wird man aber nicht Brod, Sonnenschein und Regen unter die Uebel rechnen.

Les guerres civiles, sagt Helvetius, **) sont un malheur, auquel on doit souvent de grands hommes.

„Bürgerliche Kriege sind ein Uebel, dem man oft große Männer zu verdanken hat.„

Eben

*) 3. Theil. Carl der Große.

**) Tom. 2. p. 210.

Eben so spricht der große Friedrich in seinen Mémoires &c. „Zu Anfang der Regie-„rung Friedrich Wilhelms war man auf die „Ordnung der Regimenter und auf die „Mannszucht bedacht gewesen. Man war „bald damit fertig; und nunmehr fing man „an, auf Nebendinge zu denken. Der Soldat „lakkirte seine Flinte, seine Patrontasche und „seine Degenscheide; der Reuter seinen Zaum, „seinen Sattel, und sogar seine Stiefeln. Die „Mähnen der Pferde waren mit Bändern ge-„flochten; und endlich artete die mögliche Rein-„lichkeit in einen lächerlichen Misbrauch aus. „Hätte der Friede länger als bis 1740 ge-„dauert, so würde man Mann und Pferd ge-„wiß noch geschminkt und mit Schönpfläster-„chen belegt haben.„

Eben dies kann man nach Verhältniß von vielen Streitigkeiten sagen, die in der Welt entstanden sind, und worüber man so bitterlich geklagt hat. Im Physischen bringt die Ruh, wenn sie zu lange anhält, Verderben und Verwesung; im Moralischen, Schlaffheit und Stumpfheit. Die Franzosen haben ein Sprichwort:

Qui vit en paix, vit en bête.

Ich

Ich habe es niemals, als aus dem Munde des gemeinen Volks, gehört, und habe es immer in ironischem Sinn genommen. Es verträgt aber einen sehr guten ernsthaften Sinn. Vielleicht ist zum erstenmal in diesem Sinne von einem denkenden Manne gesagt worden. Wir wollen hören, was berühmte Männer hierüber gesagt haben.

„Ueberschaut man, sagt Tyge Rothe, *) „die ganzen Reiche von Jahrhunderten, so „findet man nichts originelles, keinen schö„pferischen Geist nach Pythagoras, Plato, „Aristoteles, Epicur und Zeno; sondern die „Vernunft scheint wie erschöpft und entkräf„tet. Selbst schon, als das Christenthum sich „zeigte, sich ausbreitete und das Heidenthum „so gewaltig angriff, wurden die Geister noch „nicht in Wirksamkeit gesetzt, neue Aussichten „zu eröfnen, und sich über das schon Vorhan„dene zu erheben. Die Kraft dazu fehlte; „und mir deucht, es liege gar deutlich in der „Geschichte, daß wenn man in Constantino„pel nicht bald die Ideen des Arius, bald des „Nestors, bald die Bilderstürmerei, bald sonst was

*) Wirkung des Christenthums auf den Zustand der Völker in Europa. 1. Th. S. 402.

„was von der Art gehabt hätte, worüber man „stritt; so hätte man gar nichts gehabt, was „den Gedanken erhalten hätte, daß es Bücher „gäbe, Systeme, die man überdenken, oder „Wissenschaften, auf welche man sich befleißi- „gen müsse. Bei der Ueppigkeit, den vielen „Verschnittenen und den morgenländischen Hof- „sitten, die von Constantin an eingeführt wur- „den und fort währten, bei dem harten Despo- „tismus, und dem drückenden Finanzwesen, „hätte man immer mehr und mehr alle Frei- „heit der Seele verlieren müssen. Und was „wäre denn von Roms Geiste und römischen „Kenntnissen übrig geblieben? Nichts, als was „von Athens Verlassenschaft in Antiochien und „Alexandrien übrig blieb: Unsittlichkeit nur, „und heiße Wollust und Wettrennen, und un- „bändige Faktionen von blauen und grünen.„

Also haben die Zänkereien mit den Arianern, Nestorianern, Bilderstürmern, u. a. m. die Wissenschaften erhalten. Das ist doch wahrlich kein kleiner Dienst, den sie der Menschheit geleistet haben.

Montesquieu, in seinem Werke von dem Geiste der Gesetze, sagt etwas ähnliches. „Oft, „spricht er, blühen die Staaten wegen des un- „merklichen Ueberganges einer Verfassung zu

„der andern weit mehr, als in der einen und „der andern Verfassung. Es kommt daher, „daß in jener Revolution alle Triebkräfte des „Staats rege sind, daß alle Bürger Ansprüche „machen, daß man einander angreift, oder zu „gewinnen sucht; und daß zwischen denen, „welche die alte Verfassung verfechten, und „denen, welche die neue einzuführen suchen, „ein edler Wetteifer obwaltet.„ *)

Ich will über den verhältnißmäßigen Werth der verschiedenen Partheyen in der Christenheit nicht entscheiden; es ist aber unläugbar, daß die Reformation sehr viel Gutes gestiftet hat. Die Gährung, welche sie in den Gemüthern erzeugte, machte die Seelenkräfte rege. Eine Menge Streitigkeiten und polemische Schriften, die jetzt, Gott sey es gedankt,

*) Souvent les Etats fleurissent plus dans le passage insensible d'une constitution à l'autre, qu'ils ne faisoient dans l'une ou l'autre de ses constitutions. C'est pour lors que tous les ressorts du Gouvernement sont tendus, que tous les Citoyens ont des prétentions, qu'on s'attaque et qu'on se caresse, et qu'il y a une noble émulation entre ceux qui defendent la constitution qui decline, et ceux qui mettent en avant celle qui prévaut. Espr. des Loix. l. 1. p. 270. Edit. de Geneve.

dankt, vergessen sind, stifteten doch den Nuzzen, daß man Nachdenken, Wissenschaften und Geschichte studiren mußte. Dadurch wurden die Wissenschaften vom Untergange gerettet, aus dem Staube der Bibliotheken und der Dunkelheit der Klöster hervorgezogen. Ohne Wiklof, Huß, Luther und Calvin würden vielleicht Aristoteles und Scotus noch in unsern Schulen herrschen. Dieses ist schon lange anerkannt worden.

Ich bitte den Leser, mich nicht zu beschuldigen, daß ich der Zänkerey, dem Partheygeiste, der Verfolgung das Wort rede. Wenn aber keine Partheyen waren, wenn die verschiedenen Partheyen bei kaltem Blute in Frieden mit einander lebten, so war es um die Gelehrsamkeit, und vielleicht um das größte Vorrecht des Menschen, um das Denken, geschehen. Der Partheyeifer mußte die schlummernden Kräfte des Menschen wekken.

„Es ist vielleicht gut, sagt Voltaire, daß „es in einer Republik zwey Partheyen gäbe; „denn es führt die eine über die andre die Auf„sicht; und die Menschen bedürfen eine Auf„sicht„ — (das vielleicht konnte ganz wegbleiben, wenn man die Veredlung höher, als eine träge Ruh schäzt,) „daß eine Republik

Mittler

„Mittler nöthig habe, ist vielleicht nicht so sehr „eine Schande, als man denkt. Freilich be„weiset es, daß von beiden Seiten Starrsinn „herrscht; es beweiset aber auch, daß von bei„den Seiten Geist, Einsicht und Scharfsinn „ist, weil man die Gesetze verschiedentlich aus„legt. „ *)

Aus diesem Grunde seh ich es gerne, wenn der Bürger in einem monarchischen Staate wenigstens etwas zu sagen hat, mit dem Gemeinwesen irgend etwas zu thun bekommt, sollte er auch nur zu der Wahl des Glökners, Nachtwächters oder Gerichtsfrohns seine Stimme geben. Ich weiß, es gibt Zänkereien, Feindschaften, Eigensinn, es erwekt Dünkel, und manchmal wird der Schlechteste gewählt. Das sind bei dem Wahlrechte des

*) Il est peut-être utile, qu'il y ait deux partis dans une republique, parceque l'un veille sur l'autre, et que les hommes ont besoin de surveillans. Il n'est peut-être pas si honteux qu'on le croit, qu'une republique ait besoin de médiateurs; cela prouve à la verité qu'il y a de l'opiniâtreté de deux côtés; mais cela prouve aussi, qu'il y a de part et d'autre beaucoup d'esprit, beaucoup des lumières, une grande sagacité à interpréter les Loix dans les sens différens. Voltaire Tom. 29. p. 206.

Volks unvermeidliche Uebel; und die schlechte Wahl, die nicht unvermeidlich ist, erfordert Kunst, wenn sie vermieden werden soll. Auf der andern Seite gibt das Wahlrecht dem Menschen aber einen Werth, und es erhebt seine Seele, macht ihm Muth, erinnert ihn an seine Menschenwürde. Die Gemeine kommt zusammen, man sieht sich, man verbindet sich; der eine kann den Beitritt des andern nicht entbehren, wenn er seine Absicht erreichen will. Man wirbt Stimmen, man muß Vorsicht, Klugheit — und sollte es auch List seyn — dabei gebrauchen; der Verstand wird geschärft; es ist eine Gelegenheit mehr zu denken. Ein jedes Mitglied der Gemeinen wird aus seinem Ich herausgehoben, lernt einen größern Gedanken — seine Gemeine — denken; lernt für das gemeine Wesen fühlen; sein Kopf und sein Herz erweitern sich; und selbst die Collision der Partheyen, die gemeiniglich entstehen, erwekt alle Kräfte der Seele. Nur muß keine große oder kleine Obrigkeit mit Drohungen Stimmen sammlen. Der Amtmann in der Gellertschen Fabel machte zwar recht gut den Despoten, er verstand aber nicht, was zur Veredlung des Menschen gehört. Es wäre nicht gut, daß alle kleine Obrigkeiten seinem Beispiele folgten. Ich weiß nicht, wie

der

der gute Gellert auf den Einfall gekommen ist, und was er mit dieser Fabel haben will.

An manchen Orten haben die Kirchengemeinen das Recht, ihren Prediger zu wählen — die häufigen Misbräuche, die dabei vorfallen, haben mehrere auf den Gedanken gebracht, dem Volke dieses Recht zu nehmen. Das ist freilich der nächste Weg zur Vermeidung aller Irrungen. Dann wird man sich nicht mehr zanken. Was thut denn das Wahlrecht aber für Schaden? Es wird oft der Schlechtere gewählt. Gut; wessen ist aber die Schuld? Der Obrigkeit ganz allein. Ist es nicht die Obrigkeit, welche die Candidaten präsentirt? Nun so präsentire sie lauter gute Männer; dann wird die Gemeine keinen schlechten wählen. Die Consistoria prüfen ja die Candidaten; wenn ein Dummkopf oder ein schlechter Mensch durchschlüpft, wer hat es verschuldet?

Obrigkeiten, wollt ihr über Menschen, und nicht über träge Thiere, herrschen — wollt ihr, daß eure Unterthanen Ehrliebe und Patriotismus fühlen sollen? Schmälert ihre Rechte nicht; gebet ihnen Gelegenheit, sich oft als Mitglieder des gemeinen Wesens zu denken und zu fühlen. Wenn ihr ihnen alle Gelegenheit

dazu abschneidet, wenn ihr sie in ihre Häuser einschließet, darin isolirt, wie wollen sie mit ihren Gedanken und Gefühlen herauskommen. Laßt sie alle die kleinen Posten besetzen, die zu ihrer Gemeine gehören, vom Kuhhirten und Feldhüter bis zum Schöppen und Pastor; ja, wenns möglich wäre, auch den Justitiarius.

Dieses ist um so nöthiger, da man jetzt damit umgeht, die Gemeinheiten aufzuheben. Dadurch werden einige Bande des gemeinen Wesens zerrissen, es müssen andre an der Stelle geknüpft werden, sonst werden die Menschenherzen und Köpfe sich ganz isoliren, ganz in das Ich einschränken.

Dieß war eine Ausschweifung; ich bitte den Leser, mir solche zu verzeihen — die Sache war wichtig genug, um sie bei Gelegenheit zu berühren — eine solche Gelegenheit hatte ich schon lange gesucht. Nun kehr ich wieder zu meiner Hauptsache zurük.

„Jederzeit, sagt Voltaire, artet eine ver„folgte Sekte nothwendig in eine Faktion aus. „Und die Ursach davon ist, daß die Unter„drükten sich verbinden und Muth fassen. „Sie sind geschikter ihre Parthey zu verstär„ken, als die herrschende Sekte solche zu un-

terdrük-

„terdrükken — — Selbst dem Mahomed ge-
„lang sein Unternehmen nur deswegen, weil er
„von Mekka verbannt wurde, und weil man
„daselbst auf seinen Kopf einen Preis sezte. „ *)

IV. Abschnitt.

Von dem moralischen Uebel.

Hat denn auch das moralische Uebel seinen Nutzen? Leser, wenns möglich ist, laßt uns hier alle Vorurtheile ablegen, und die Sache unbefangen erwägen. Ich bin hier in keiner geringen Verlegenheit; ich sehe, wie mancher mit Widerwillen das Buch weglegen wird. Was kann ich dafür — ich suche Wahrheit, ich glaube die Wahrheit auf diesem Wege zu finden, und muß ihn also verfolgen.

*) Il arrive toujours, et necessairement, qu'une secte persecutée dégénère en faction. Les opprimés se réunissent et s'éncouragent. Ils ont plus d'industrie pour fortifier leur parti, que la secte dominante n'en a pour l'exterminer. — — Mahomet lui-même n'a reussi que pour avoir été chassé de la Meque, et parcequ'on y avoit mis sa tête à prix. Voltaire Tom. 29. pag. 218. 219.

Man wird in dieser Schrift manche — wenigstens scheinbare — Wiederholung finden; ich will zugeben, daß es wahre Wiederholungen sind. Allein man bedenke

1) Daß manches hier unter ein ganz anderes Licht gestellt werden muß, als man es bisher betrachtet hat; da muß man ja wohl die Sache von allen Seiten beleuchten; jede Hauptsache kommt mehrmals vor; und das gibt ein Ansehen von Wiederholung.

2) Ich möchte gern — nicht bloß für den Gelehrten schreiben. Dieser kann meine Schrift wohl entbehren. Für die mehrsten Leser möchte ich faßlich und genießbar seyn. Da muß ich manches weitläuftiger entwikkeln, als sonst nöthig wäre.

3) Und endlich — ich suche nicht bloß den Beifall des Lesers, ich möchte ihm auch nützlich seyn; ich wünschte, daß er meine Sätze behielte, zu den seinigen machte — dazu ist wahrlich mehr, als eine flüchtige Uebersicht, als eine augenblikliche Ueberzeugung, nöthig. Es muß alles zusammenhängen, jede Detailidee muß die Hauptidee wieder rufen, einprägen, das wichtigste muß mehrmals wiederkommen.

Nach diesen Grundsätzen bitte ich meine Schrift zu beurtheilen. Nun zur Sache!

I. Kapitel.

Ein Präjudiz für den Nutzen des moralischen Uebels.

Das moralische Uebel mag immer eine Mittelursach haben, welche man will, so hat es doch nur immer vermöge des göttlichen Willens entstehen können. Gott ists, der den Menschen so eingeschränkt geschaffen hat, als wir sind; Gott ists, der ihm die Anlage zu Leidenschaften gegeben; Gott ists, der Sinne des Menschen gemacht hat; Gott ists, der den Menschen in die Umstände versetzt, welche seine Sinne reizen, seine Leidenschaften entzünden. Diese Schwäche, diese Sinne, diese Leidenschaften, diese Umstände, sind die unmittelbaren Ursachen der moralischen Fehler und Vergehen der Menschen — mithin ist die erste Ursach derselben der allgütige Wille unsers himmlischen Vaters.

Wenn ich mich dessen versichert habe, dann kann ich nicht mehr jenes Uebel als blosses Uebel ansehen; dann bin ich überzeugt, daß es seine guten Absichten haben muß. Ich lasse mich nicht mehr durch den Schein abschrekken, und betrachte genauer das Ungeheuer, wovor ich vorher zurükschauderte.

II. Kapitel.

Von dem großen Nutzen der menschlichen Schwachheit überhaupt.

Ich nehme das Wort, Schwachheit, nicht in dem Sinne von Neigung zu Fehltritten, sondern von dem Mangel an Kräften. Man sehe den ersten Band, Seite 138 ff.

Auch verstehe ich hier unter Schwachheit, die Beschränktheit aller Kräfte des Körpers und der Seele.

Von dieser Schwachheit nun, wage ich eine Behauptung, die paradox scheinen wird — nemlich — daß

Von unsrer Schwachheit unsre ganze Größe abhängt.

Die Größe besteht in der Kraft, und wird durch große Thaten — oder noch besser — durch große Wirkungen sichtbar.

Sie ist ein Verhältniß zu andern Wirkungen — und in der Rüksicht ist sie physische Größe.

Oder, die Größe der Wirkung ist ein Verhältniß zu der wirkenden Kraft; daraus entsteht **moralische Größe.**

Dies wird aus Beispielen deutlich werden.

Der Einwohner von Canada macht Reisen von mehreren hundert Meilen in wüsten Gegenden, findet überall das Wenige, das er braucht, und nimmt mit einem Lager auf der Erde vorlieb. Die Wirkung ist groß, aber nur im physischen Verstande, in Vergleichung mit dem, was wir Europäer und gesitteten Menschen vermögen; denn der Canadenser, der solches gewohnt ist, dem es keine Mühe kostet, verbindet damit keine Idee von Größe.

Wenn Schiffszimmerleute in Sardham ein Kriegesschiff von achtzig Kanonen bauen, so machen sie wirklich ein großes Werk: aber sind selbst darum nicht moralisch groß; denn man kann von ihnen sagen: Sie wissen nicht, was sie thun; ihre Arbeit ist mechanisch; sie haben keine Einsicht und kein Gefühl der Größe ihres Unternehmens.

Wenn die Siebenmeilen-Stiefeln und andre Wunderdinge der Feenwelt realisirt würden; so wäre kein Zweifel, daß große Wirkungen

geschä-

geschähen. Der Mensch würde mehr vermögen, physisch größer werden; moralisch groß könnte er aber nicht seyn, weil die größten Wirkungen ohne Mühe, ohne Kraft, erfolgen würden. Es wäre denn, wie man zu sprechen pflegt, keine Kunst, große Dinge zu verrichten.

Mit tausendfacher Größe und Kraft würde dem Menschen auf Erden nichts schwer seyn; in einem paar Tagen könnte er um die ganze Erde kommen, er würde durch das Weltmeer waten, wie er jetzt durch einen Bach watet. Alle die großen Thiere, die ihn jetzt zur Kunst und Vorsicht auffordern, würden ihm eine Kleinigkeit seyn; den Elephanten faßte er bei dem Rüssel und schleuderte ihn auf einen Berg ohne Müh. Den Wallfisch würde er mit Händen greifen. Alle solche Thaten wären das Spiel der Kinder. Es wäre nichts mehr da, woran der Mensch sich üben, nichts mehr, das seinen Muth aufbieten könnte — das Theater wäre zu klein; in einem großen und starken Körper würde eine schwache, stumpfe, Seele wohnen.

Wenn aber bei mäßigen Kräften, wie sie der Mensch hat, große Gegenstände ihn auffordern, dann verändert sich die Szene. Die

Gegen-

Gegenstände scheinen den Kräften überlegen zu seyn. Daraus folgt

1) Daß der Mensch die Idee und das Gefühl von großen Dingen bekommt.

Große Ideen aber, und erhabene Gefühle, machen die Größe der Seele aus.

2) Das Unternehmen großer Dinge erfodert Muth, und erzeugt ihn.

Der Muth aber ist das wesentlichste Stük der Seelengröße.

3) Große Unternehmungen üben und erhöhen die Kräfte — auf diese Art wird die Kraft des Menschen einigermaßen sein eignes Werk; die Vermehrung der Kräfte macht seine physische und psychologische Veredlung; und das Bewußtseyn dieser Vermehrung, und des Antheils, den der Mensch an seiner eignen Veredlung hat, macht die moralische Veredlung.

4) Große Unternehmen — d. h. solche, die seine Kräfte zu übersteigen scheinen — fodern den Menschen auf, neue Kräfte zu suchen, sich zu unterwerfen, zu seinem Zwekke aufzubieten. Er muß nachdenken, Anstalten machen.

So wird sein Verstand immer mehr gebildet, und auf der Bildung des Verstandes

beruht die ganze Größe und Macht des Menschen.

5) Große Unternehmen — man mag auch noch so viele Kräfte zu ihrer Ausführung anwenden — erfordern Zeit. Dieses lehrt den Menschen Geduld, Standhaftigkeit, Ausharren.

Darin besteht aber die Festigkeit der Seele, ohne welche keine Größe stattfinden kann.

Alle die vorherbenannten Eigenschaften gehören zur moralischen Größe. Keine kann, der Größe unbeschadet, fehlen.

Alle diese Eigenschaften aber können nur durch große Unternehmen erhalten werden.

Große Unternehmen aber sind solche, welche die Kräfte in ihrem natürlichen Zustande übertreffen.

Wenn es Gegenstände geben soll, die den Kräften in ihrem moralichen Zustande überlegen sind, so müssen diese, in Verhältniß mit den Dingen, eingeschränkt — d. h. der Mensch muß schwach seyn.

III. Kapitel.

Fortsetzung. Ein Beispiel.

Wer wird nicht bekennen, daß Peter der Erste ein großes Unternehmen wagte, als er anfing, sein Volk zu civilisiren. — Warum aber war dies Unternehmen groß?

Weil das Volk ungemein roh und ungebildet war.

Weil sich die Gebräuche, die Vorurtheile, die Unwissenheit, die Rechte des Volks und der Großen, und der Eigennutz der Geistlichkeit der Aufklärung widersetzten.

Weil in dem ganzen russischen Reich kein Mann zu finden war, welcher Künste und Wissenschaften kannte.

Weil Peter selbst von Künsten und Wissenschaften keine Idee und nur eine dunkle Ahndung hatte.

Weil der Lehrer seines Volks erst selbst lernen, sich aufklären, sich bilden mußte, ehe er das Werk anfangen konnte.

Weil ein mächtiger Kaiser, der, wie seine Vorfahren, auf seinem Throne immerhin schlum-

schlummern konnte, diesen Thron verlassen, in die weite Welt wandern mußte, um Künste und Wissenschaften, die er sein Volk lehren wollte, selbst zu lernen.

Viele tadeln den großen Mann, daß er den Thron und das Reich verließ — Sie mögen Recht haben. Ein aufgeklärter Regent würde das vielleicht nicht thun — allein, Peter war nicht aufgeklärt, er konnte nicht alles so genau abwägen; er wußte kein besseres Mittel — und dies ergrif er. Man bedenke aber, diese Frage ungerechnet, wie viel Muth und Entschlossenheit, wie viel Seelengröße, dazu gehörte, um dieses Mittel zu ergreifen. Es war doch wahrhaftig bequemer, in Moskau, mitten in seinem Hofe, zu bleiben, als auf den Holländischen Werften die Zimmerart zu ergreifen, die Mathematik zu lernen, und alle Beschwerden einer langen Reise über sich zu nehmen. Peter allein erneute die ganze Nation, da alle Bemühungen der aufgeklärtesten Männer nicht einmal im Stande sind, ein neues Gesangbuch in den Kirchen des aufgeklärten Berlins einzuführen.

Man räume alle Schwierigkeiten weg, man gebe Petern eine gute Erziehung, man setze, das Volk sey ganz willig, alle Vorschläge

des

des Kaisers anzunehmen und auszuführen, so daß der Regent nur durch Edikte sein Volk auf die Idee bringen darf — so wird Niemand was Großes darin finden. Die Größe des Unternehmens besteht also in der Schwierigkeit der Ausführung. Diese Schwierigkeit ist aber weiter nichts, als ein Verhältniß zu den Kräften, welche ausführen sollen. Sind diese ohne Anstrengung, und in ihrem natürlichen Zustande, der Sache gewachsen oder überlegen, so findet keine Schwierigkeit, mithin keine Größe, statt.

Gesetzt also, der Mensch wäre vom Schöpfer mit solchen Kräften beschenkt worden, daß er ohne alle eigne Uebung, Bildung und Anstrengung alles verrichten könnte — so würde seine ganze moralische Größe wegfallen. Wie oft hat man sich aber nicht solche Kraft gewünscht? Wie oft hat man sich gegen den Schöpfer über den Mangel derselben beklagt?

Also beruht die moralische Größe des Menschen auf seiner Schwäche.

Paskal sagt von dem Menschen

Ses misères prouvent sa grandeur. *)

*) Pensées de Pascal, No. 23.

„Sein Elend beweiset seine Größe.„ Er konnte weiter gehen und sagen — seine Schwäche (oder sein Elend) ist der **Grund** seiner Größe.

IV. Kapitel.

Fortsetzung.

Was nützet diese Größe?

Sollte man sich wohl vorstellen, daß es Menschen gibt, welche fragen können: Was hilft mir diese Größe? Ich möchte lieber weniger groß, und weniger schwach seyn! — Allein, man hat mir in der That diese Frage gethan.

Das kommt daher, daß man nicht auf sich selbst aufmerksam ist, und sich von dem Zustande, in welchem man sich wünscht, keinen rechten Begriff gemacht hat. Denn es wäre wirklich hart, diese Frage von der Gefühllosigkeit, die sie zu verrathen scheint, zu erklären. Derjenige wäre zu beklagen, der diese Frage, nach genauer Prüfung und Ueberlegung, noch im Ernst aufwerfen könnte. Er müßte, der Beklagenswürdige, keinen Begriff, kein Gefühl von menschlicher Größe und Glükseligkeit haben.

Denn

Denn freilich kann der Mensch, ohne Gefühl von Grösse und Würde, Genuß haben; er genießt aber wie das Thier; seine ganze Glükseligkeit beruht auf den Sinnen, sie eilt so schnell vorüber, als der flüchtige Kitzel der Sinne. Wenn diese satt oder erschöpft sind, dann bleibt ihm nichts mehr, als leere Unthätigkeit, übrig. Der Genuß, wenn er blos physisch ist, hat keine Innigkeit. Ihr, die ihr alle Arten der Wollust geschmekt habt, habt ihr nicht den Unterschied zwischen den Liebkosungen einer feilen Dirne, und denen einer Geliebten, die ihr verehrtet, bemerkt? So ohngefehr werden sich thierischer Genuß und moralische Empfindung gegen einander verhalten.

Also beruht die höchste Glückseligkeit des Menschen auf seiner Schwäche. Wahrlich! eine wichtige Beobachtung.

Wenn das wahr ist — dürfen wir uns darüber beklagen?

V. Kapitel.

Von einem Stande der Unschuld.

Um den Nutzen des moralischen Uebels zu erkennen, müssen wir uns einen Begriff von einem

nem Zustande zu machen suchen, in welchem der Mensch ohne Leidenschaft, und fehlerfrei wäre.

Wir finden eine Art von Stand der Unschuld bei den unkultivirten Völkern. Bei solchen sind wenig Leidenschaften, und die Leidenschaften sind sehr mäßig, oder vielmehr schwach. Dies bekennen alle, welche von diesen Völkern Nachrichten geliefert haben. Ihre moralische Güte hängt von der Eingeschränktheit ihrer Kenntnisse und ihrer Lage ab. Die einzige Unart, die man ihnen vorwirft, ist die Dieberei. Aber was sind diese Völker auch —? Unthätig, träge, ungeschikt; sie verschlummern den größten Theil ihres Lebens. Ihre Seelenkräfte sind ganz erschlafft, oder vielmehr unentwikkelt. Alles, was man von ihnen sagen kann, ist, daß sie ungebildete Kinder sind.

Und doch sind sie nicht ganz unschuldig, nicht ganz ohne Leidenschaften! — Nun wollen wir sehen, ob wir uns einen Begriff von einem ganz schuldlosen Zustande des Menschen machen können. Da solcher niemals statt gefunden hat, wird es nicht ganz leicht seyn.

Vermuthen können wir schon, daß in diesem Zustande wenig Thätigkeit, und folglich wenig Ausbildung, anzutreffen seyn wird.

Ich sage, wenig Thätigkeit. — Diese wird nur so weit, als die eingeschränkten Bedürfnisse der Natur, reichen. Denn die Leidenschaften sind unsre Triebfedern: sie allein dehnen unsre Bedürfnisse über die engen Schranken der Natur hinaus. Man stelle sich also vor, daß der Mensch ohne Sinnlichkeit blos für die Erhaltung seines Lebens sorgt, er ißt nur, wenn ihn hungert, und nimmt mit dem vorlieb, was die rohe Natur ihm in die Hände gibt; er darf sich gegen die Menschen nicht sichern, denn diese haben keine Leidenschaft, also geht seine ganze Sorge auf seine Vertheidigung gegen die Thiere — schwache Gegner, die ihm nicht viel Mühe machen können — denn selbst der Löwe und der Elephant weichen ihm.

Was wird er also thun? Wahrlich! ich weiß es nicht.

Also ist er unthätig; und wie soll er sich bilden? Alles Unthätige in der Natur, in der Körper- und Geisterwelt, wird stumpf und unbrauchbar. Nur die Betriebsamkeit entwikkelt und erhöht die Kräfte.

„Aber die Vernunft könnte den Menschen ohne Bedürfnisse und Leidenschaften thätig machen?„

Ob sie es könnte, oder nicht könnte — weiß ich nicht. Das weiß ich aber, daß sie es nicht thut. Ueberall sieht man den Menschen, nur nach dem Maaße seiner Leidenschaften, thätig. Kann es aber anders seyn? Denn, wenn die Vernunft den Menschen thätig machen soll, so muß sie gebildet seyn; allein, wodurch soll sie sich bilden? sie muß einen Zwek haben; und welcher wird dieser Zwek seyn? Sie muß einen Gegenstand der Thätigkeit haben; und wo soll sie den finden?

Mandeville hat ein ganzes Buch geschrieben, (die Fabel von den Bienen,) um den Nutzen des moralischen Uebels zu zeigen. Der Verfasser, welcher manchmal nicht gründlich und bestimmt genug schreibt, sagt doch manches Bemerkenswürdige. Unter andern schildert er den Zustand eines Staates, woraus alle Laster verbannt sind. — Hier sind einige Züge dieser Schilderung.

„Das Rathhaus ward verlassen. Die Ge„rechtigkeit öfnete die Thüre der Kerker; die „Göttin, welche nunmehr kein Geschäft hatte, „mußte weichen, mit ihrem ganzen Gefolge. „Zuerst sah man Schmiede mit Schlössern, „Riegeln, Gittern und Ketten ziehn. Diesen „folgte der ganze Schwarm der Diener der

Gerech-

„Gerechtigkeit. In allen Aemtern und Be„dienungen verrichtete nun eine einzige Person, „was sonst drei kaum zu Stande bringen „konnten. Niemand wollte mehr glänzen. „Die Livreyen hingen in den Läden der Trödler. „Diejenigen, welche sonst durch die Pracht „ihrer Equipagen zu glänzen suchten, ver„kauften ihre Carossen um einen geringen „Preis.„ (Ich möchte wohl wissen, wer „ihnen solche abkaufte.) „Der Adel verkaufte „seine schönen mit vieler Müh gepaarten Pferde. „Der Preis der Waaren fiel um die Hälfte, und „mit ihm der Werth der Gebäude und Grund„stükke; die Palläste wurden Einöden, die Bau„kunst wurde vernachläßigt; die Handwerks„leute fanden keine Arbeit mehr; Maler, Bild„hauer, Kupferstecher, waren in dem Staate „ganz unbekannt. Die wenigen Bürger, welche „übrig blieben, lebten elend, man war nicht „mehr verlegen, wie man sein Geld verthun „wollte, wohl aber, woher man zu leben her„nehmen sollte. Die stolze Chloe verkaufte „nun ihre Equipage; sie trug das ganze Jahr „dasselbe Kleid. Die Moden folgten nicht „mehr in eigensinniger Unbeständigkeit aufein„ander; da mußten alle Arbeiter in reichen „Zeugen, und alle, die davon leben, auswan„dern. So wie die Eitelkeit und Pracht ver-

„schwanden, verlohren sich die Einwohner mit „ihnen. Die Einfalt der Sitten und die Mäs„sigung stürzten alle Manufakturen; alle „Handwerke und alle Künste geriethen in Ver„fall. So wurde der Staat entvölkert, und „konnte sich nunmehr nicht gegen die Angriffe „der Feinde, die weit zahlreicher waren, ver„theidigen. *) Die Bürger wehrten sich zwar „mit aller ersinnlichen Tapferkeit, bis daß ei„nige unter ihnen einen wohlbefestigten Zu„fluchtsort fanden. Hier suchten sie sich zu „erhalten; und erhielten durch ihren Muth ei„nen ehrenvollen Sieg. Allein dieser Sieg „kam ihnen theuer zu stehen. Viel tausend „tapfere Bürger starben, und die übrigen muß„ten das Vaterland verlassen.„

Ob ich gleich unter den Zügen, mit welchen Mandeville den Verfall seiner tugendhaften Bienen schildert, nur die vorzüglichsten gewählt habe, so sieht man doch, daß die Schilderung ziemlich schwach ist, und weit auffallender hätte gerathen können.

Man

*) Dieser Zug paßt auf meine Voraussetzung, daß die ganze Menschheit schuldlos und ohne Leidenschaft wäre, nicht ganz; denn, in diesem Fall, würde kein Nachbar den andern angreifen.

Man möchte noch wider jene Schilderung einwenden, daß der Verfasser, wegen seiner Paradoxen, lange verrufen gewesen, und sich viele Vorwürfe zugezogen hat. — Freilich sollte man nur auf die Wahrheit, und nicht auf solche Nebendinge, sehen: es geschieht aber. Ich will also hier noch eine Schilderung des Standes der Unschuld anführen, gegen deren Orthodoxie man gewiß nichts einwenden kann, denn sie ist von einem Mönch im 17ten Jahrhundert verfertigt.

*) „Das Wasser eines Quells ist der Na„tur genug, um den Durst zu löschen, und die Früchte

*) L'eau d'une fontaine suffit à la nature pour étancher la soif, les fruits de la terre appaisent la faim, la laine des moutons fournit à l'homme des vêtemens, et avant que le luxe l'obligeât à faire la guerre aux animaux, je ne sais si les arbres ne lui fournissoient point ses habits, et si ceux, qui le nourrissoient de leurs fruits, ne le vêtoient point de leur écorce. Mais au moins sais-je bien qu'en ses siècles innoncens, il ne faisoit point de meurtre pour se parer; il ne commettoit point d'injustice pour s'enrichir, et ne violoit point la nature pour se procurer des délices criminelles. Ses maisons étoient bâties sans artifice, et celui même, qui en avoit été l'Architecte, en étoit le charpentier et le maçon.

La

„Früchte der Erde stillen ihren Hunger. Die „Wolle der Schaafe gibt dem Menschen die „Kleidung, und ich weiß nicht, ob ihn die „Bäume nicht genugsam bekleideten, ehe die „Ueppigkeit ihn verleitete, den Thieren den „Krieg anzukündigen; sollten zu jener glükli„chen Zeit nicht die Bäume, die ihn mit ih„ren Früchten speiseten, ihn auch mit ihrem

Baste

La terre couverte de mousse lui servoit de lit, et comme il ne se couchoit jamais qu'il n'y fût invité par le sommeil, il s'endormoit sans peine, et se réveilloit avec plaisir. Il ne connoissoit point d'autre parfum, que celui des fleurs; et parceque ce parfum étoit plus pur, que les nôtres, il en étoit plus agréable. L'usage des carosses lui étoit inconnu. Ses voyages n'etoient pas longs, et il ne se servoit que des moyens, que la nature lui avoit donnés. La guerre lui étant odieuse et le commerce inutile, il laissoit les chevaux en liberté, et n'employoit point ce noble animal, que la fureur et l'avarice nous ont rendu nécessaire. Quelque part qu'il pût aller, la terre etoit asses féconde pour le nourrir, pour l'habiller; il trouvoit dans les déserts, de quoi contenter ses desirs, et ce qui nous manque dans les villes, ne lui manquoit pas dans les solitudes. En ces siècles heureux toutes les voluptés étoient innocentes.

Senault, *Usage des passions*, p. 491.

„Baske bedekken? So viel aber weiß ich ge„wiß, daß er, in dem seligen Stande der Un„schuld, nicht mordete, um sich zu schmükken, „keine Ungerechtigkeiten begieng, um sich zu „bereichern, und der Natur nicht Gewalt an„that, um sich schändliche Vergnügungen zu „verschaffen. Seine Häuser waren ohne Kunst „gebaut—„ (gewiß; wenn man alles abrechnet, was an unsern Häusern zur Sicherheit, zur Bequemlichkeit und Pracht, dient — ich stelle mir Lappländische oder Hottentottische Hütten vor; wie viele Künste und Handwerke gehen aber dabei nicht verlohren?) — „Der Baumeister war dabei zugleich Maurer „und Zimmermann; die Erde, mit Moos be„dekt, war sein Bett—„ (Tischler und Leinweber und Flachsbauer und Spinner hätten weit weniger zu thun, als bei uns). — „Er „legte sich niemals nieder, ehe ihn der Schlaf „dazu einlud; er schlief leicht ein und stand „fröhlich wieder auf. Er kannte keinen an„dern Wohlgeruch, als den Duft der Blu„men —„ (Und weil er ganz ohne Begierden war, bauete er vermuthlich keine, und begnügte sich mit denen, die die Natur ohne Cultur hervorbrachte.) — „Und da dieser Duft „weit reiner, als unsere Wohlgerüche, war, war „er auch angenehmer. —„ Dies müßte wohl

auf

auf die Entscheidung derer ankommen, die beide kennen. Würde der Mensch dabei die Wollust empfunden haben, die sich der Verfasser, oder ein Dichter, dabei denkt? Mir deucht, man irrt sich sehr, wenn man aus den wollüstigen Bildern der Phantasie auf den natürlichen Zustand der Sachen schließt. Horaz sagt: tempestas poëtica. Man könnte auch sagen: voluptas poëtica, eine dichterische Wollust rc. Das Murmeln der Bäche, die Pracht der Wiesen, das Gold der Aehren, das Rosenbett, sind allerdings in der Natur ganz angenehm, noch schöner aber in der Idylle. — „Der Gebrauch der Kutschen war ihm unbekannt.“ — (Also hatten Rademacher, Riemer, Seiler, Schmiede, wenig Geschäfte; Wagen lassen sich bei Menschen ohne Leidenschaften eben so wenig, als Equipagen, denken; weil solche Menschen, die mit den Gaben der rohen Natur vorlieb nehmen, keinen Handel treiben und keine Frachten brauchen werden. Ihre Reisen gehen nur so weit, als es nöthig ist, ihre Nahrung oder Wasser zu suchen; und das wird nicht weit seyn. Ob die Jagd sie weiter führen wird, ist eine Frage. Denn sie werden nicht **morden**, mithin fällt auch die Geographie, die Naturgeschichte, die sich außer dem engen Bezirk eines jeden erstrekt, ganz

weg.

weg. Der Bewohner des festen Landes wird nicht wissen, daß es Meere gibt, der Bewohner der Ebene wird keinen Begriff von Bergen haben, und der in Brüchen und Heiden sich befindet, wird von keinen hochstämmigen Bäumen wissen. Wie werden sich da die Menschen bilden?) — „Die Reisen giengen nicht weit. — „ (In der That wüßte man nicht, warum er reisen sollte, wenn kein Bedürfniß, keine Leidenschaft, ihn dazu auffordert. — Aus Neubegierde? — Man denkt sich den Menschen in jenem, von dem unsrigen so entfernten, Zustande, wie er jetzt ist. Woher soll die Neubegierde kommen —? Und wenn sie nun auch da wäre, woher sollte sie Gegenstand und Nahrung nehmen? Die ganze Erde würde ein Wald seyn, in welchem man nur hin und wieder einige schlechte Hütten, und keine Sitten, finden würde. — Die Natur hat für die groben Sinne der Menschen keine Reize, und die Menschen wären der Neugierde nicht werth.) — „ Und der Mensch brauchte nur die Mittel, die ihm die Natur gegeben hätte — „(Also keine Kunst; keine Fuhren — und die schöne Schiffahrt — alles weg! Wahrlich es ist schade!) — „Der Krieg war ihm verhaßt — „ (Um Vergebung, er würde ihn gar nicht kennen; und was man nicht

nicht kennt, kann man nicht hassen. — Der Krieg — er jagt mir, wie jedem andern, Schrekken ein — und, wenn ich könnte, wollte ich ihn gern um mich her verbitten. So sehr aber, als ich ihn fürchte, so muß ich doch bekennen, daß ich ihn für eines der vorzüglichsten Mittel zur Bildung des Menschen halte. Man sehe, was ich davon in dem Kapitel vom Kriege gesagt habe. Dem Kriege haben wir vortrefliche Erfindungen, das Pulver, das Geschütz, vielleicht das Eisen, zu verdanken. Pulver und Geschütz machen den Menschen groß. Wie viele Künste sind nicht durch den Angriff und die Vertheidigung ans Licht gekommen, oder vollkommner geworden? Und die Militairzucht? Die Ordnung, Genauigkeit, die Wachsamkeit und Würde — wie erheben die nicht die Seele mit dem Gefühl des Großen und der Ehre? Wie bilden sie nicht den Menschen überhaupt zur Brauchbarkeit, — und die Handlung unnütz. — Da gehen wieder manche Gelegenheiten zur Bildung des Menschen verlohren — Handwerke, Münze, Rechenkunst, Fleiß, Vorsicht — fallen weg.) — Er ließ die Pferde in Freiheit. — „(Er lernte also nicht diese bändigen, abrichten, besteigen, brauchen.) — „Er brauchte dieses edle Thier nicht, welches

Wuth

„Wuth und Geiz ihm jetzt unentbehrlich ma„chen. Er mochte gehen, wo er wollte, die „Erde war allenthalben fruchtbar genug, ihn „zu nähren und zu kleiden.„ — (Folglich fällt der Akkerbau weg — und, weil er nicht mordet, auch die Viehzucht — Also hat er weniger Geschäfte als die Neger, Hottentotten und Kamtschadalen; er hat weniger Anlaß sich zu bilden, als diese Völker; folglich bleibt er hinter ihnen zurük — was ist er denn? So dumm, als der Californier und Feuerländer — noch dummer; denn diese jagen. — Ich sehe beinahe in der ganzen Schöpfung nichts, daß ich mit diesem schuldlosen und trägen Geschöpfe vergleichen könnte, als — das Faulthier, oder das Schaaf.) — „Er fand in den Wüsten, was seine Wünsche „befriedigte —„ (vermuthlich weil er keine hegte.) — „was uns in den Städten fehlt, das fehlte ihm nicht in den Einöden — „(doch vermuthlich nichts anders, als eine stupide Zufriedenheit.) — „Zu jenen seligen Zeiten waren alle Wollüste unschuldig„ — (das glaub' ich, denn es gab keine.)

Nach diesen, meines Erachtens, ganz richtigen Bemerkungen, fallen alle Künste und Wissenschaften, alle Handwerke und Gewerbe

der Menschen weg. An Metallurgie, und folglich an Mineralogie, ist gar nicht zu gedenken. Mechanik braucht der Mensch nicht, der nur die Produkte der rohen Natur, wie sie ihm unter den Händen wachsen, verlangt. Er hat auch nichts zu berechnen — die ganze Mathematik bleibt ihm unbekannt; folglich auch Physik und Astronomie. — Wenn Künste und Wissenschaften wegfallen, was soll er schreiben? was soll er lesen? Auch dieses findet nicht statt. Mithin ist seine Sprache arm, roh, so etwa, wie die Californische. Doch, was soll der Mensch sprechen, wenn er kein Bedürfniß, und kaum eine Veranlassung zu sprechen hat.

Wie wird es mit der Religion aussehen? wird er eine haben, oder nicht? Wenn er ja eine hat, so ist es eine dunkle, unverdaute Ueberlieferung, ein blinder absurder Glaube; denn wie will er sich zu würdigen Begriffen von Gott erheben? Die Himmel erzählen die Ehre Gottes; man muß aber ihre Sprache verstehn lernen. Der Californier versteht sie nicht.

Menschen ohne Leidenschaften, die mit den Geschenken der rohen Natur vorlieb nähmen, würden mit einander nicht viel zu thun haben,

einander nicht bedürfen, mit Niemanden in Collision kommen. Sie bedürften also keine Gesetze, keine Polizey. — Die Solone und Montesquieus wären überflüßig; sie würden nicht entstehen, nicht gebildet werden können. Es entginge hier wieder der Bildung und Veredlung des Menschen ein nöthiges Hülfsmittel.

Sollte wohl eine Verbindung, eine Gesellschaft unter den Menschen statt finden? — Eine Nebeneinanderwohnung möchte in den angenehmsten und fruchtbarsten Theilen der Erde wohl seyn; eine Gesellschaft aber, eine Verbindung — daran zweifle ich sehr. Selbst die unvollkommnen Verbindungen, welche, der Vertheidigung wegen, in den Wäldern Amerika's obwalten, würden unter Menschen ohne Leidenschaft keine Gelegenheit haben; denn es würde kein Krieg seyn. Die ganze Verbindung der Menschen unter einander würde also in der bloßen Nachbarschaft bestehen — gerade der Zustand der Californier und Grönländer, die von keinen Nachbaren etwas fürchten dürfen. Ihre ganze Gemeinschaft ist — daß sie ein Land bewohnen.

Selbst die häusliche Gesellschaft würde mit schlaffen Banden zusammenhängen. Nichts als Bedürfniß, keine Leidenschaft. Also keine

Liebe unter den Geschlechtern, nur bloße physische — thierische Beiwohnung; in einem engern Bande, kaltblütige Gleichgültigkeit. Man sehe die Geschichte der rohern Völker, die sich nicht bis zum moralischen Gefühle in der Liebe erhoben haben.

Eltern und Kinder würden mit einander nur so lange wohnen, als leztere der Hülfe der erstern bedürften. Und bei dem bloßen Bedürfnisse der Natur würde dies eine sehr kurze Frist seyn. Man sehe die Geschichte der Californier.

Wenn keine engere Gesellschaft statt findet, findet auch die Bildung des Menschen durch Unterricht und Erziehung nicht statt. In solchem Zustande — was soll man lehren? Man weiß nichts: wozu soll man lernen? Man braucht nichts zu wissen. Die Sprache ist roh und arm; sie drükt nur die ersten sinnlichen Begriffe aus, sie hat keine abstrakte. Der Californier kann sagen: ein alter Mann, ein altes Weib; er hat aber kein Wort, das alt heißt — kein Adjektiv, sondern nur zusammengesezte Worte, welche die Totalidee des Subjekts mit seinen Attributen ausdrükt. Also keine Urtheile, keine Schlüsse: alles schränkt sich bei ihm auf zusammengesezte Ideen ein.

Das

Das wären so ungefehr die Hauptzüge des sogenannten Standes der Unschuld, den man sich — sehr unüberlegt, deucht mir — hat träumen lassen. Ein solcher Stand ist weder möglich noch wünschenswerth.

Auch hat Rousseau, der manchmal den Zusammenhang der Dinge, besser als seine Tadler, eingesehen hat, die größt-mögliche Unschuld des Menschen nur in einem Stande gefunden, der nahe an das Thierische gränzt. Gesellschaft, Bildung, Eigenthum, Künste und Wissenschaften, sind von dem Gemälde, das er von der schuldlosen Menschheit entwirft, ausgeschlossen. Seine Widersacher, die ihn nicht verstanden, und meistens nur mit Spöttereien ihn angriffen, weil Spotten leichter ist, als Begreifen; seine Widersacher warfen ihm vor, daß er den Menschen zur Thierheit herabsetzt. Sie thaten ihm Unrecht. Er will den Menschen nicht zum Thiere machen; er sagt nur, was die Gesellschaft und die Aufklärung gethan haben, und wie man die Thorheiten und Laster aus der Welt verbannen könnte. Die Frage zwischen beiden Partheyen mußte heißen: Was ist für den Menschen besser — Aufklärung mit Thorheiten, Lastern und Leidenschaften — oder stupide Unschuld? —

Allein auch dies ist bei dem Rousseau keine Frage mehr; er hat sie entschieden. Wenn es blos auf Ruhe und Zufriedenheit für das Leben ankommt, spricht er, so ist die stumpfe Ruhe und Unschuld besser, als die stürmische Bildung. — Wir sind aber nicht blos für dies Erdenleben, sondern für die Unsterblichkeit geschaffen — und diese erfordert Bildung; wir müssen sie um einen Theil unsrer zeitlichen Ruh erkaufen.

Das einzige, worin ich bei dieser Frage von dem Rousseau abgienge, wäre dies, daß er die Thorheiten und Laster der Menschen von den Künsten und Wissenschaften herleitet; ich aber glaube, daß die moralische Unvollkommenheit erst die Anfangsgründe zu den Künsten und Wissenschaften erzeugt, und daß beide alsdann, Aufklärung und moralisches Verderben, einander wechselsweise befördert haben.

Man denke sich nun den Menschen in dieser stupiden Unschuld, ohne Betriebsamkeit, ohne Bildung, ohne Gesellschaft, ohne Wissenschaften und Künste, fast ohne Sprache — so zufrieden und glüklich, — so klug und tugendhaft wie — ein Schaaf! wer will der Menschheit, wer will sich dieses Loos wünschen?

Hier-

Hierher gehört noch eine Stelle, welche alles Nachdenken des verständigen Lesers verdient — hier ist sie.

*) „Unter allen Leiden, welche uns die „göttliche Gerechtigkeit zu unsrer Strafe auf„gelegt hat, ist nur der Tod, vor welchem „wir uns nicht schützen können. Wir wissen „uns vor der Unfreundlichkeit der Witterung „durch Häuser und Kleider zu bewahren; „durch eifrige Arbeit überwinden wir die Un„fruchtbarkeit der Erde; wir verbessern durch „Arzneien die Nahrungsmittel; wir wissen „die wilden Thiere unter unsre Botmäßigkeit „zu bringen, theils mit List, und theils mit

 Gewalt.

*) De toutes les peines que la justice divine a trouvées pour nous punir, il n'y a que la mort dont nous ne puissions nous défendre. Nous nous garantissons de l'injure des élémens par les habits et les maisons, nous vainquons la stérilité de la terre par notre travail; nous corrigeons les alimens par le secours de la medecine; nous rangeons les bêtes farouches sous notre obéissance, par l'artifice ou par la force. Souvent nous convertissons nos peines en plaisirs, et nous tirons de la misère de notre condition des avantages, que nous n'eussions pas trouvés dans l'état d'innocence. (*Senault* p. 220.)

„Gewalt. Oft verwandeln wir unser Leiden „in Genuß „ — (alle unsre Bedürfnisse, d. h. unsre Schwachheiten, verwandeln sich durch die Befriedigung in Genuß) — „und „wir ziehn aus dem Elende unsers Zustan„des Vortheile, die wir im Stande „der Unschuld nicht gefunden hät„ten. „

Also ist der Stand der Sünde für den Menschen, für sein Wohl und seine Veredlung, für die Entwikkelung seiner Kräfte, vortheilhafter, als der Stand der Unschuld — Und dies soll Verderben heißen!

Fortsetzung.

Die Tugend beruhet einzig und allein auf dem moralischen Verderben.

Mancher Leser wird, wie ich vermuthe, auf diesem Titel, das Buch hinwerfen, und über Paradoxie schreien. Parador mag der Satz seyn, davor kann ich nicht; er ist wahr — Hier ist der simple und leichte Beweis.

Wir würden doch denjenigen nicht mäßig, nüchtern, tugendhaft, nennen, der sich niemals betrunken hätte, entweder weil er keinen Wein (und anderes berauschendes Getränk) kennt,

kennt, oder hat; oder der einen Ekel dawider, oder doch keine Neigung dafür hätte? Nur den nennen wir nüchtern, tugendhaft, welcher Wein hat, Wein liebt, und doch mäßig ist. Also ist Tugend Mäßigung, Bemühung, Anstrengung.

Nun denke man sich das moralische Uebel weg; wo wird die Tugend bleiben? Worin wird sie bestehen, wenn der Mensch keine Leidenschaften hat, die er bekämpfen kann? Was wird die Mäßigung ohne Lüste, ohne Zorn, ohne Ungeduld?

Fürwahr die Tugend kostet Müh;
Sie ist der Sieg der Lüste;
Doch richte selbst: was wäre sie,
Wenn sie nicht kämpfen müßte?

Was wäre die Tugend der Liebe, der Versöhnlichkeit, der Barmherzigkeit — wenn die Menschen alle gut wären, alle mit Liebe, mit Gerechtigkeit und Güte handelten, wenn Niemand Undank hegte? Jesus selbst sagte: So ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? *)

Ueberall beruht die Tugend auf Prüfung, Schwierigkeit und Uebel. Die Gerechtigkeit

*) Matth. 5, 46.

wird nur alsdann eine Tugend, wenn sie gegen Eigennutz, Bestechung, Neigung zur Partheilichkeit kämpfet.

Gut — aber der Mensch würde doch mäßig, gerecht seyn ohne Tugend — er würde die seligen Früchte seiner Gradheit genießen; und zwar noch mehr schmecken, da sie ihm durch Anstrengung nicht verbittert würden.

Gerade umgekehrt. Er würde mäßig, gerecht seyn, wie das Schaaf auf der Weide, und eben so wenig als dieses seine Eigenschaften genießen. Er würde keinen Begrif davon haben. Was theuer ist, ist eben deswegen auch werth und angenehm. — Und endlich, ohne Anstrengung — wo bleibt die Veredlung der Seele, das Bewußtseyn der Anstrengung, der That?

Die höheren Tugenden gegen Andre, die Liebe des Nächsten, können nicht mehr bestehen ohne Uebel überhaupt — und ohne das moralische Uebel haben sie nichts tugendhaftes.

VI. Kapitel.

Von dem Nutzen der Schranken unsers Erkenntnißvermögens.

So wie die Veredlung der thätigen Kräfte der Seele auf der moralischen Unvollkommenheit beruht, so beruht die Veredlung der Erkenntnißkräfte auf der Unwissenheit und Beschränkung unserer Einsichten.

Das Wissen hat allerdings seinen Nutzen und seine Vortreflichkeit — Die Allwissenheit, wenn der Mensch ihrer theilhaftig werden könnte, wäre unstreitig ein herrliches Geschenk — Angebohrne oder eingegebene Kenntniß würde dem Menschen manchen Fehltritt und manchen Irrthum, mithin manches Leiden ersparen. Alle diese Erkenntnisse aber hätten nur einen materiellen Nutzen; d. h. sie würden dem Menschen zu seinem Verhalten dienen — gewiß, ein großer Vortheil! Es giebt aber noch einen größern Nutzen des Erkennens; einen Nutzen, den ich den formellen nenne, und der in der Veredlung, Schärfung, Stärkung des Verstandes besteht. Dieser aber fällt bei der Ergebung bei angebohrnen Kenntnissen gänzlich weg. Wer nur weiß, der hat für seine Veredlung nichts gethan.

Worin

Worin besteht denn diese Veredlung? in Thätigkeit, in der Vermehrung der Kraft — und diese findet — nicht im Wissen — sondern im Suchen statt. Ein selbst gefundener Irrthum hat für die Stärkung der Seele mehr Wirkung, als hundert erlernte Wahrheiten. Dieses Paradoxon ist nicht von mir; ich kann mich aber nicht erinnern, woher ich es habe.

Wenn also Kraft, Thätigkeit, Selbstdenken, unsere geistige Größe ausmacht, so beruht unsre Größe auf unsrer Eingeschränktheit. Diese ist die Quelle unsers Seelenadels, und unsers Genusses der Wahrheit. — Denn wenn wir auch die Allwissenheit mit uns auf die Welt brächten, so glaube ich, daß uns dieser Schatz wenig erfreuen würde — Eben so wenig, als Reichthum und Würden, die uns angebohren werden. Diese können doch nachher durch Betrachtung und Vernunftschlüsse uns einiges Vergnügen gewähren; weil wir Menschen sehen, die nicht so viel Reichthum besitzen, und so viel Ehre genießen: obgleich ein solches Vergnügen, daß man erst durch Vernunftschlüsse herausbringen und fühlen soll, sehr matt ist. Mit der angebohrnen Wissenschaft wäre es noch weit übler; wir hätten

gar kein Vergnügen davon, wir könnten sie nicht als ein Glük, sondern nur als einen Zustand ansehen, weil wir unser Glük mit keinem mindern — da alle Menschen so gelehrt gebohren würden — vergleichen könnten.

In dem Suchen der Wahrheit aber ist eine reichliche und vielfache Quelle von beseligendem Gefühle.

Einmal, das Suchen selbst; es ist Thätigkeit, und Thätigkeit — nach dem Maaße der Kräfte — ist Vergnügen.

Zweitens wie angenehm, wie beseligend ist das Finden einer Wahrheit, und sollte es nur eine Wahrscheinlichkeit seyn! Wenn plötzlich, nach langem Bestreben, die Wahrheit sich zeigt, dann ist einem, als wenn man aus der Finsterniß in ein angenehmes Licht tritt; oder so, als wenn man vom Himmel erleuchtet würde. Wie gern nun, mit welchem innigen Vergnügen, überschaut man die Reihe der Ideen, welche mit der neugefundenen zusammenhängen! Mit welcher Wonne verfolgt man diese neue Idee in allen ihren Zweigen, in allen Anwendungen, die man davon auf schon bekannte, aber dunkle und bisher räthselhafte, Objecte machen kann! Wer beständig

dig im Sonnenschein lebt, fühlt nichts — Der nur genießt die Pracht des Himmels, der lange unter einer düstern Wolke, oder in einer finstern Höhle, sich nach Licht gesehnt hat.

Und dann endlich der Gedanke: Ich habe es gefunden! Ich habe es heraus gebracht! Durch meine Thätigkeit, durch meinen Fleiß, durch meine Kraft genieße ich die Erleuchtung und besitze die Wahrheit!

Nun nehme man dem Menschen seine angebohrne Unwissenheit; man lasse ihn alle Wahrheiten mit in die Welt bringen, oder vom Himmel erleuchtet werden, ohne Müh und Arbeit — so geht alle seine Seligkeit, die er in der Untersuchung der Wahrheit finden kann, gänzlich, unwiederbringlich verloren. Wollt ihr das, ihr Denker und Finder der Wahrheit?

Murre nicht, o Mensch! wider deinen Schöpfer, wenn dessen Einrichtungen dir dunkel sind, und dir manchmal Müh und Arbeit, auch wohl zuweilen einiges Leiden bringen. Er, der Vater, hat es mit dir gut gemeint, und Er versteht es besser, als du. Laß Ihn regieren, Er wird alles wohl machen. Spühre du indessen seinen Wegen nach — es wird dir

nicht

nicht selten glükken, den Ausgang derselben zu finden; und dann wirst du die Weisheit und Güte dessen preisen, der, wenn er auch selbst im Dunkeln wohnt, dennoch Licht um sich her verbreitet hat; so daß, wenn du Ihn nicht findest, die Schuld nur daran liegt, daß du Ihn nicht suchest.

VII. Kapitel.

Von der Unersättlichkeit der Begierden, und Unmäßigkeit der Leidenschaften.

Ich fange dieses Kapitel mit Anführung einiger sehr merkwürdigen Stellen aus dem Senault an. Dieses Werk, wovon man eine deutsche Uebersetzung hat, unter dem Titel: Von dem Gebrauch der Affekten, verdient aus der Vergessenheit, in welche es gefallen ist, gerissen zu werden.

„Die weltliche Philosophie, indem sie uns „von so vielem Ungemach, das aus den Be„gierden fließt, zu befreien sucht, giebt uns „einen Rath, der uns in Verzweifelung stür„zen mögte. Denn ohne unsre Seele zu bes„sern, gebietet sie uns, unsre Begierden zu „mäßigen — Sie glaubt einen Götterspruch „gethan zu haben, wenn sie aus dem Munde „eines

„eines Seneka spricht: Wer seine Begier„den eingeschränkt hat, ist glüklich, wi„Jupiter; und daß man, ohne seinen Reich„thum und seinen Genuß zu vermehren, nu„seine Begierden mäßigen darf, um zu eine„dauerhaften Zufriedenheit zu gelangen. Al„lein, diese Philosophie betrügt uns nur, in„dem sie uns schmeichelt. — Sie verheißt „uns eine eingebildete Glükseligkeit, und be„nimmt uns die **Mittel, eine wahre „Glükseligkeit zu erwerben.** Sie läßt „uns die Neigung, welche uns die Natur für „das höchste Gut eingeflößt hat, und verbietet „uns, solches zu suchen; sie macht uns arm, „und verlangt, daß wir es nicht fühlen sol„len.„ *)

„Lasset

*) La Philosophie profane desirant remédier à tant de maux, que cause le desir, nous donne un conseil, qui nous met au désespoir. Car sans réformer notre ame, elle veut, que nous modérions nos desirs — — Elle pense avoir prononcé un oracle, en disant par la bouche de Séneque: que celui qui a borné ses desirs est aussi content que Jupiter, (Qui desiderium suum clausit, cum Jove de felicitate contendit.) et que sans accroitre nos richesses ni augmenter nos plaisirs, il ne faut que diminuer nos souhaits pour trouver un solide contentement. Mais

*) „Lasset uns aus unserm Elende diesen „Nutzen ziehn: wir wollen uns freuen, daß „uns die Natur unersättliche Begierden gegeben hat; denn solche Begierden sind Flügel, „welche uns zu Gott erheben, und Bande, die „uns mit ihm verbinden.„

Der Verfasser meint, daß uns unsre Begierden zu Gott erheben, weil sie unersättlich sind, und mit keinem endlichen Gute befriedigt werden können.

So sagt er:**) „Ein erschaffnes Gut, „so vortreflich es immer seyn mag, erweitert nur

Mais certes, cette philosophie nous trompe en nous flattant, et en nous promettant un bonheur imaginaire, elle nous ôte le moyen d'en acquerir un véritable. Elle nous laisse avec l'inclination que la nature nous à donnée pour le souverain bien, et elle ne nous permet pas de le rechercher; elle veut que nous soyons pauvres et;que nous ne le sentions pas. *Senault, Usage des Passions*, p. 312.

*) Tirons cet avantage de notre misère (de l'immensité de nos desirs) et réjouïssons nous, que la nature nous ait donné tant de desirs, puisqu'ils sont des ailes, qui nous élévent à Dieu, et des chaines, qui nous attachent à lui. (*ibid.*)

**) Une bonté créée, pour rare, qu'elle puisse être, ne fait que dilater notre coeur pour le rendre capable d'une plus excellente (ibid. p. 302.)

„nur immer unser Herz; und diese Erweite-
„rung macht das Herz eines höheren Gutes
„fähig.„

Die Unbeschränktheit unsrer Begierden ist also eine vortrefliche Sache. Und an einem andern Orte:

*) „Die Begierden erweitern unsre Seele, „und machen uns der Glükseligkeit empfänglich, „nach welcher wir streben: sie dehnen unser „Herz aus, und bereiten uns zu der Seligkeit, „die sie uns vorbehalten.„

Waren Bedürfnisse und Begierden nöthig, um den Menschen in Thätigkeit zu setzen, und die erste Grundlage zu seiner Entwickelung zu legen; so ist die Unersättlichkeit der Begierden auch nöthig, wenn er in der Veredlung nimmermehr stehen bleiben, sondern immer fortschreiten soll. Wenn es wahr ist, daß in dem jetzigen Zustande die Begierden und Leidenschaften seine stärksten Triebfedern sind; so folgt daraus, daß, wenn diese Begierden und Leiden-

**) Cette passion (le desir) dilate notre ame et nous rend capables du bien après le quel elle nous fait soupirer; elle étend notre coeur et nous prépare à recevoir la félicité, qu' elle nous procure. (ibid. 323)

Leidenschaften beschränkt wären, der Mensch schläfrig, unthätig bleiben, oder doch sehr langsam fortgehen müßte, sobald er seine Gränzen erreicht haben und die Triebfedern ihre Kraft verlohren haben würden.

Die Begierden und Leidenschaften müssen also zu der Veredlung des Menschen einen Charakter von unbestimmbarer Ausdehnung haben.

Diese unbestimmbare Ausdehnung ist es eben, welche die Begierden und Leidenschaften zu eigentlichen Uebeln machen. Folglich ist das moralische Uebel eine vortrefliche Einrichtung Gottes, um den Menschen immer höher zu heben, immer vollkommner zu machen.

Nun will ich von einigen moralischen Unvollkommenheiten insbesondre handeln.

VIII. Kapitel.

Vom Eitelsinn.

Nichts scheint den Menschen mehr zu verkleinern und mehr zu Irrungen zu verleiten, als der Eitelsinn.

Ich nenne Eitelsinn überhaupt die Schäzzung der Dinge über ihren Werth für unsre

Glükseligkeit, nach den Gesetzen der simplen Natur.

So nennt man Eitelsinn, oder Eitelkeit, die Liebe zu Zierrathen, welche gar kein Naturbedürfniß befriedigen, die weder zur Erhaltung noch zur Bequemlichkeit des Lebens dienen.

Es wäre leicht, alle moralische Vergehungen aus dem Eitelsinn herzuleiten — Denn jedes moralische Vergehen setzt ein unrichtiges Urtheil von dem Werth der Dinge voraus. Dieses unrichtige Urtheil aber macht das Wesen des Eitelsinns aus.

Ehe wir aber über diesen Fehler ein Endurtheil ergehen lassen, müssen wir bedenken, daß die Natur selbst den Menschen dazu verleitet. Wie geschieht das?

Die Natur, d. h. der Schöpfer, bietet uns manches dar, das für uns, zur Erhaltung, zur Bequemlichkeit des Lebens gar keinen Nutzen hat, und doch mit Schönheit und Pracht begabt ist. Ja der ganze Plan der Schöpfung um uns her scheint darnach angelegt zu seyn. Das Korn, der Weinstok, die edelsten Produkte der Erde, wenn der Nutzen für uns den Adel, die Vortreflichkeit ausmacht. —

macht — Das Korn, sage ich, und der Weinstok entbehren fast alle Zierde der andern Gewächse. Ersteres hat nicht einmal das angenehme Laub des weit geringeren Grases. Der Weinstok hat keinen Stamm; schwache, unansehnliche, kriechende Zweige sind die Stüze der herrlichsten Frucht. Blumen haben beide Pflanzen nicht; ihre Blüte ist ohne Farbe und Gestalt. Unnüze Gräser hingegen prangen mit glänzenden Blumen — die Nessel blüht unvergleichlich schöner, als der Weinstok. Die prächtige Tulpe, die sanfte Rose, und tausend andre Blumen tragen bei aller ihrer Schönheit keine Frucht. Sie sind prächtig und unnüz. Die Linde, die wilde Castanie — lauter Bäume, deren Werth — (wenigstens in Vergleichung mit vielen andern) — wir noch nicht finden können, prangen mit einem schönen Wuchs, und edelgestalteten Blumen. Der Apfelbaum ist ein Krüppel, den man in einen Winkel verweisen muß, wenn er den Lustgarten nicht verunstalten soll. Bei den Thieren ist es fast einerlei. Wenn das brauchbare Pferd schön ist, so ist der furchtbare Löwe, der schrekliche Tyger, noch schöner; der Ochs und das Schaaf, die nützlichsten Thiere, sind weit unter jenen edlen Gestalten. Ueberall scheint der Schöpfer das Nützliche mit wenig

Reizen, und das Unnütze mit der größten Schönheit versehen zu haben. Konnte Ers nicht anders machen? Das dächte ich doch — Wäre es denn unmöglich, daß der Weinstok eine Blume hätte, wie die Tulpe? Die Unmöglichkeit ist wenigstens nicht abzusehen. War diese Einrichtung aber nicht nothwendig, so müssen Absichten dabei stattfinden. Welche sind nun diese Absichten?

Vielleicht wollte der Schöpfer seine Menschen dadurch solide Urtheile und Bescheidenheit lehren. Der Mensch sollte Realität vom Scheine unterscheiden, die glanzlose Vortreflichkeit schätzen, den leeren Schimmer verachten — dem bescheidenen Weinstok ähnlich zu werden trachten, Früchte tragen, ohne den Schimmer zu suchen — u. dergl. mehr.

Sehr gut — in einer Predigt über die Demuth würde sich diese Betrachtung nicht übel ausnehmen, und möchte manches Herz bewegen. Ist sie aber so gründlich, als scheinbar und rührend? Ich zweifle.

Denn; 1) Ist diese Betrachtung gewiß nicht das Resultat des ersten Anbliks — sie ist viel zu fein, zu sehr entfernt; sie setzt manches voraus. Der Mensch kann erst nach langen Vorbereitungen dahin kommen.

2) Konn=

2) Konnten die leeren Schönheiten nur wegbleiben, so würde der Mensch keine Veranlassung gehabt haben, eiteln Glanz zu schäzzen. Da war es dann nicht nöthig, ihn glanzloses Verdienst schätzen zu lehren; denn er hätte immer nur auf Nutzen, nie auf Glanz gesehen.

Man könnte, deucht mir, annehmen, daß die erste Wirkung eines Dinges allemal die Hauptabsicht des Schöpfers bei der Bildung dieses Dinges gewesen ist. Der Mensch ist lange sinnlich, ehe er sich zu höhern Betrachtungen erhebt. Welche ist nun aber die erste Wirkung, der sinnliche Eindruk jener nutzenlosen Schönheiten?

Gewiß, daß sie den Sinnen gefallen, daß der Mensch sie suche, sie schätze. Hätte dabei der Schöpfer eine andre, eine entgegengesetzte Absicht gehabt, wahrlich Er hätte seine Absicht meistentheils verfehlt.

Also war die moralische Absicht des Schöpfers, daß der Mensch nutzenlose Dinge schäzzen lernen sollte.

Die Schätzung nutzenloser Gegenstände der Sinne ist Eitelsinn; also verleitet uns die Natur selbst zum Eitelsinn.

Wozu aber das? Mir deucht, ich sehe darin eine bewundernswürdige Absicht.

Wenn der Mensch nichts als das Nützliche zu schätzen wüßte, wäre vorerst seine Einsicht und der Kreis seiner Gefühle sehr eingeschränkt. Man nehme aus unsrer Sphäre alles, was eigentlich nicht nützet, und man sehe, wie viel uns übrig bleiben wird. Wir fallen unter den Neger herab, denn der Neger ziert sich noch mit Muscheln und Ringen und Glascorallen — Der Lappe und der Feuerländer möchten unsre Muster seyn.

Zweitens würden wir durch diesen soliden Sinn uns auf die bloßen Leibesbedürfnisse einschränken. Denn wenn wir nur das Natürliche schätzen, wenn wir nicht darüber wegsehen, so bleiben wir gerade bei den physischen Bedürfnissen stehen; es kann keine Neugierde stattfinden, welche uns höhere Kenntnisse zu Bedürfnissen macht. Mit dieser soliden Philosophie also — wenn sie verfangen wollte — würden wir gerade zu blos thierisch sinnlichen Geschöpfen herabsinken. Sie wird aber nicht verfangen; dafür hat der Schöpfer gesorgt.

Der Mensch sollte zur Geistigkeit erhoben, von den Sinnen abgezogen werden — er sollte sich

sich nicht blos auf seinen sinnlichen Nutzen einschränken, sondern höhere Vortreflichkeit schätzen lernen — Er ist aber vorerst blos sinnlich — er müßte also, durch die Sinne, von den Sinnen abgezogen werden: edlere Sinne müßten ihn über die gröbern erheben. Es war also nöthig, daß er etwas anders, als das bloße Nützliche schätzen lernte; er mußte auch nutzenlose Schönheiten vor Augen haben, solche fühlen, lieben, suchen.

Von jeher hat der Mensch den Plan der Schöpfung, nach seiner eignen Schwachheit, nach den unbesonnenen Wünschen seiner Bequemlichkeit, beurtheilt, und diese Wünsche zu Gesetzen der Schöpfung und zu Glaubensartikeln erhoben. — So ist auch seine Moral entstanden. Die Schwachheiten seines Nebenmenschen standen ihm im Wege, er verdammte sie, glaubte und lehrte, daß solche Unvollkommenheiten Gott eben so misfällig seyn müßten, als sie ihm selbst waren; nun konnte er sich in den Plan Gottes nicht finden, alles war ihm dunkel und verworren, weil er nicht suchte, was darin ist; sondern das finden wollte, was er hineingedichtet hatte.

Jener Eitelsinn, die Wurzel der Eitelkeit und vieler Irrungen des Menschen, ist also

eine Stuffe zu einer höheren Vollkommenheit. Auf dieser Stuffe steigt der Mensch zu der Geistigkeit, zu der moralischen Vortreflichkeit hinauf.

Und diese haben wir so sehr getadelt! — Es ist uns, wie dem Hirsch in der Fabel, ergangen. Wir haben manches gepriesen, was uns nachtheilig seyn würde, und manches getadelt, das uns die vortreflichsten Dienste leistet.

Die Eitelkeit, oder wenigstens doch die Grundlage der Eitelkeit, die Ehrsucht und die Ehrliebe, sind die Quellen der mehrsten, grossen und schönen Handlungen. Man wird sagen, daß dies ein Fehler ist, — kann seyn — der Fehler aber ist sehr heilsam. — Es wäre besser, aus dem Gefühl eigner Vollkommenheit, und der Vortreflichkeit der Tugend, zu handeln! Vielleicht.

Denn einmal — wenn vortrefliche Thaten nur geschehen, so wollen wir nicht so genau auf die Triebfedern sehen, wodurch sie erzeugt werden. Es wird doch immer ein Interesse zum Grunde liegen, welches es auch ist.

Zweitens — wenn der Mensch, nach der Lehre eines strengen Stoicismus, nur auf seine eigene Vervolkommnung, und auf die innre Vortreflichkeit der Tugend sehen; oder wenn wir,

nach

nach dem Mönchsbegriff von der Demuth, alles Gefühl von Ehrliebe erstikken wollen — gesezt auch, daß wir eben so viel Gutes wirken, als wir sonst aus Ehrgefühl immer thun könnten; gesezt, wir strengten alle Kräfte an — was doch immer sehr zweifelhaft bleibt — was wäre dabei gewonnen? Allerdings hätten wir uns immer einer mächtigen Triebfeder beraubt; wir hätten eine angenehme Belohnung unserer Anstrengung verlohren. Und, es ist kein bewährtes Mittel, besser zu werden, wenn man sich die Kräfte und Reize zum Guten nimmt. Ein Gut, ein unschäzbares Gut, würde unfehlbar dadurch vernichtet.

Auf der Verbindung der Menschen mit einander beruht ihre Menschheit, ihre Vervollkommnung. Die Menschen können also nie zu eng und zu fest mit einander verbunden werden. Jedes Band also, welches sie verbindet und von einander abhängig macht, ist ein wünschenswerthes Gut, ein Mittel zu ihrer Veredlung. Nun aber ist die Ehrliebe, oder, wenn man will, die Eitelkeit wahrhaftig keines von den schwächsten Banden der Menschheit. Fast alle andre Begierden der Menschen können ohne fremde Hülfe, oder doch durch die Hülfe weniger Menschen befriedigt werden.

Die

Die Ehrliebe allein lebt nur in der Gesellschaft, in grossen Verbindungen. Sie allein fesselt den Menschen an die ganze Menschheit. Dem Ehrliebenden ist also die Menschheit von grösserm Werthe, als dem, der sich in seine Tugend einhült. Sie ist ihm Bedürfniß.

So erweitert der Ehrgeiz das Herz, und mit ihm den Geist — und, wahrlich! was die Seele erweitert ist kein Grundübel.

Man denke sich die Ehrliebe weg, die menschliche Gesellschaft aber mit ihren Bedürfnissen, und die Menschen mit ihren übrigen Leidenschaften, wie sie jezt sind. Hier muß ein Mann aus dem Schoos seiner Familie, aus den Armen seiner jungen Geliebten, aus dem Cirkel seiner heranwachsenden Kinder, seiner Freunde, sich reissen; dem Genuß des Lebens, der Ruhe des Reichthums entsagen — Sein Fürst oder sein Vaterland fodern ihn dazu auf; er soll zu ihrer Vertheidigung in die Gefahren des Krieges eilen; Gesundheit, Glieder und Leben nicht achten; oder er soll eine beschwerliche Reise unternehmen. — Dort arbeitet ein Anderer an der Aufklärung seiner Mitbürger, und opfert den Wissenschaften sein Vergnügen, seine Gesundheit, sein längeres Leben auf — Fernerhin entwirft ein dritter Gesetze, macht

Plane zum Wohl der Menschheit, oder sitzt auf dem Richterstuhl, um Gerechtigkeit zu handhaben, Ruhe und Friede unter den Bürgern zu erhalten — Noch ein Andrer sorgt für die Armuth, er sucht Hülfe und verwendet sie — Hier eilt ein Arzt von einem Siechbette zum andern, überall ist er von widrigen Gegenständen umgeben — Nehmet diesen allen den Ehrtrieb — die Eitelkeit, wenn ihr wollt — womit wollt ihr sie antreiben —? Womit wollt ihr sie für ihre Mühe, für die Opfer, die sie bringen, belohnen?

Wollt ihr etwa sagen, sie hätten ihren Lohn, sie würden bezahlt? — Ihr Lieben! — wißt ihr nicht, daß man diesen Lohn durch allerlei Mittel und Wege, auch ohne Mühe und unverdient, erschleichen kann? Wenns nur ums Brod zu thun ist; o da kann man nur den Schein annehmen, thätig thun, und müßig seyn. In den mehrsten Fällen wird die Zeit bezahlt, die schlechte Arbeit ohngefehr so, wie die gute, belohnt. Deinem Arzte mußt du das Honorarium geben, wenn er dich zum Krüppel oder zu Tode kurirt, eben so gut, als wenn er dich gesund macht. In allen Gewerben gibt es einen Kunstgriff, Belohnungen zu erhalten, ohne sie zu verdienen.

Und womit willst du einen Schwerin belohnen, der auf dem Schlachtfelde liegen bleibt? Womit — mit welcher Summe einen Heinrich von Preussen, einen Ferdinand von Braunschweig —? Sie konnten ruhig leben; sie hatten der Genüsse viel, des Goldes genug. Statt bei ihren eifrigen Diensten zu gewinnen, legten sie von dem ihrigen zu, um ihren Dienst recht zu thun. Aus welchen Schätzen wird der Staat alle die Männer belohnen, deren Dienste er bedarf? Strenger Sittenrichter! sieh dich vor — um ein Uebel auszurotten, möchtest du alles verderben! Eifer, Treue, Aufopferungen, lassen sich nicht mit Geld erkaufen — Und wären sie feil, so würde in allen Minen Porus nicht Gold genug für die Bedürfnisse eines mäßigen Staates seyn. Dank sey es dem Schöpfer, daß er dem Menschen ein ehrliebendes Herz gegeben! Die Quelle der Belohnungen — denn Belohnungen muß es doch geben — versiegt nie; es werden Thaten gethan, die das knechtische Gold nie erzeugen könnte.

„Laß Menschenliebe die Stelle des zweideutigen Ehrgeizes vertreten!„ O ja, das wünschte ich auch. Die Menschenliebe könnte eben solche Thaten thun; und sie wäre weit

reiner,

reiner, weit edler. Allein — so weit wird vielleicht die Menschheit in der Tugend einst kommen; für jetzt ist sie dahin noch nicht — Könnte sie es seyn? Das ist eine andre Frage, die wir wohl nicht ausmachen können. Wir müssen den Menschen nehmen, wie er ist, und nicht, wie wir ihn etwa in frommen Träumen wünschen möchten.

Es ist zu bemerken, daß die Ehrliebe von Neuholland bis zu den Samojeden, und von Japan bis zu Californien herrscht. Ueberall sind die Aeußerungen derselben verschieden, aber der Trieb ist derselbe. Ein so allgemeines Gefühl gehört zu dem Wesen des Menschen; und was zum Wesen des Menschen gehört, das ist Gottes unmittelbares Werk —; und Gottes Werke sind gut.

Laß also immerhin den Ehrtrieb ein Fehler seyn — so thut dieser Fehler die vortreflichsten Dienste.

*) „Es ist mit den Königen und Ministern (sagt, wenn ich mich nicht irre, Voltaire) nicht

*) Il n'en est pas des Rois et des Ministres comme des femmes, dont on dit, que celles, dont on parle le moins, sont les meilleures. Il faut qu' un prince, qu' un premier Ministre aime l'eclat

„nicht so, wie mit dem weiblichen Geschlechte „beschaffen. Von diesem sagt man, das Weib „ist das beste, wovon man am wenigsten „spricht. Ein Fürst aber, und ein erster „Minister, müssen die Ehre und den Ruhm lie„ben. Gewisse Leute sprechen, die Ehrliebe sey „ein moralischer Fehler; der Fürst aber, der „diesen Fehler nicht hat, wird nimmermehr „etwas Großes thun.„ Das ist von mehreren Menschen wahr.

Und Haller — er spricht:

Der Staaten schlechtester, ist der von eiteln Weisen.

Jetzt findet jede Pflicht ihr eigen Maaß Verstand.

Muß ich sagen, daß das Wort eiteln, heißt: lauter, und nicht, voller Eitelkeit? Mancher Leser möchte es unrecht verstehen.

*) „In einer Insel voll von lauter voll„kommnen Stoikern, sagt Maupertuis, ver„kennt

l'eclat et la gloire. Certaines gens disent, que cest un dèfaut en morale; mais s'il n'a pas ce défaut, il ne fera jamais rien de grand.

*) Dans une ile remplie de parfaits stoiciens chaque Philosophe, ignorant les douceurs de la confiance et de l'amitié, ne pense qu' a se sequestrer

„kennt jeder Philosoph die Annehmlichkeit der „Vertraulichkeit und der Freundschaft, und ist „nur darauf bedacht, sich von den andern „Menschen zu trennen. Er hat berechnet, „was er von ihnen zu erwarten hat, die Vor„theile, die sie ihm gewähren, und den Scha„den, den sie ihm thun können: und nun hat „er alle Gemeinschaft mit ihnen aufgehoben. „Als ein neuer Diogenes, setzt er seine Voll„kommenheit darin, ein engeres Faß als sein „Nachbar zu bewohnen.„

Noch von einer andern Seite verdient der Ehrtrieb betrachtet zu werden. Er mag so eitel seyn als er will, so gewährt er doch dem Menschen manchen Genuß. Laß diesen Genuß auch eitel, auch eine Chimäre seyn; genug, er ist ein Genuß, und der Mensch empfindet ihn mit eben dem Wohlgefallen, als wenn er der Solideste von der Welt wäre. Ich weiß nicht, welche mürrische Moral dem Menschen seine mehrsten Vergnügungen abschnei-

questrer des autres hommes. Il a calculé ce qu'il en pouvoit attendre, les avantages, qu'ils pourroient lui procurer, et les torts, qu'ils pourroient lui faire, et a rompu tout commerce avec eux. Nouveau Diogène il fait consister sa perfection à occuper un tonneau plus étroit que celui de son voisin!

schneiden will; ich weiß nicht, warum sie manches für leer und eitel erklären, weil man es nicht mit Händen greifen kann, als wenn der Mensch keine andre Sinne hätte, als das Gefühl! Ich kann nicht begreifen, was man dabei gewinnt, wenn man ein Vergnügen, sollte es auch eine bloße angenehme Täuschung seyn, wegraisonnirt und weggescholten hat. Offenbar wird dadurch nur der Kreis der menschlichen Genüsse geschmälert. Man lasse ihm doch, was er hat; lieber sollte man ihm noch mehr zu geben trachten.

Wird etwa der Mensch edler, glüklicher seyn, wenn ihn nichts mehr befriedigt, als was er in den Mund oder in den Kasten stecken kann? Ich dächte die Vergnügungen, selbst der Phantasie, wären doch noch edler, als die Vergnügungen des Gaumens. Ein schönes Bild, ein künstliches Gewebe hat doch mehr innern, mehr moralischen Werth, als das beste Gericht und der köstlichste Wein. Jene sind dauerhafter, gewähren ein längeres Vergnügen; sie sind Beweise der menschlichen Größe und Kunst, sie können durch die Bildung meines Geschmaks und Gefühls meine Moralität vollkommner machen.

Bin ich eitel, so suche ich einen Theil meines Glüks in dem Beifall und der Achtung

der

der andern; ich kann aber ihre Achtung nicht wünschen, ohne sie selbst zu schätzen. Meine Eitelkeit, — daß sie mich beseligt, ungerechnet, — zwingt mich doch zu manchem Guten, zur Ordnung und Bescheidenheit, zu einem anständigen Betragen, und zu vielen schönen Thaten; sie hält mich von mancher Unschiklichkeit ab. Warum soll ich diesen nützlichen Sporn und Zügel dem Menschen abdeklamiren!

Wenn wir das alles wohl erwägen, so müssen wir gestehen, daß die Eitelkeit — alles, was man ihr je vorwerfen kann, zugestanden, — gewiß wenigstens eben so viel nützet als schadet, so viel Gutes als Böses erzeugt.

Man sehe, was Gutes in der Welt geschieht, und bemerke, wie viel die Eitelkeit Antheil daran hat. Jedermann, der nach Beifall buhlt, muß sich andern gefällig zu machen suchen, er muß ihnen Dienste leisten, er muß wenigstens den Schein gewisser Tugenden annehmen, und so handeln, als wenn er wirklich diese Tugenden hätte.

Die Eitelkeit erzeugt die Pracht — diese ist die Mutter vieler angenehmer Künste — und die Künste veredeln den Menschen, bilden

seinen Geschmak, und wirken durch diesen auf die Moralität.

Artes emolliunt mores, nec sinunt esse feros.

Daß sie vielen Menschen Brod geben, hat man schon oft gesagt; es ist die gewöhnliche Entschuldigung des Luxus.

Durch die Eitelkeit angespornt, baut der Reiche angenehme Gärten, und öfnet sie dem Publikum. Dies Vergnügen hätte man nicht; es würde kein Garten da seyn, oder er wäre verschlossen, wenn die Eitelkeit nicht wäre.

Aus Eitelkeit stiftet ein Andrer eine Bibliothek; in dieser findet der Lernbegierige Hülfsmittel, welche die Seltenheit der Werke, oder seine eigne Vermögensumstände ihm versagen würde, und die er entbehren müßte, wenn die Eitelkeit nicht ihm solche reichte.

Aus Eitelkeit baut ein Dritter Hospitäler oder Schulen, oder macht andre milde Stiftungen, die für viele einen großen Nutzen haben.

Es ließen sich noch tausend Beispiele anführen von dem großen Nutzen der Eitelkeit; ich muß aufhören.

Wir müssen also ja nicht die Eitelkeit aus der Welt zu verbannen suchen. Mit ihr gienge viel Gutes verlohren.

Ehr-

Ehrliebe und Eitelkeit sind immer moralische Empfindungen und Genüsse; es läßt sich also auf dieselben dasjenige anwenden, was Eberhart in seiner Apologie des Sokrates *) von den moralischen Empfindungen überhaupt sagt.

„Sollte es einige Redner, spricht der „Verfasser, oder Poeten geben, die die menschliche Natur auf das bloße Körperliche herabsetzen; so müßte man ihnen zu bedenken geben, „daß sie sich dadurch sehr vortreflicher Hülfsmittel ihrer Kunst berauben — — — — „Wie viele Agathons würden nicht in dem „Grunde ihres Herzens rufen: o! die ihr mir „meine besten Freuden geraubt habt, ihr kalten, grausamen Seelen! Gebt mir meinen geliebten Irrthum wieder, wenn das Irrthum „seyn kann, was die Seele so glüklich macht, „als ich in dem Zustande war, den ihr „Schwärmerei nennt. In dem Reiche des „besten, gütigsten Regierers, kann nichts „Irrthum seyn, was eine Quelle so vieler „Glükseligkeit und Zufriedenheit ist.„

*) 1ster Band Seite 290 ff. Edition 1776.

IX. Kapitel.

Von dem Eigennuz.

Dieser, wenn man unter dem Worte Eigennuz die Begierden nach allem, was uns nüzlich ist, versteht — und Annehmlichkeit, Vergnügen der Anschauung ist auch nüzlich —; der Eigennuz, sage ich, ist der erste Grund alles unsers Thuns und Lassens.

Selbst die Tugendliebe muß endlich auf Nuzen zurükgeführt werden; denn, wenn die Tugend nicht Nuzen bringt — wenn sie nicht eine innre Schönheit hat, deren Anschaun uns erfreut — warum heißt sie Tugend, und wo ist ihre Vortreflichkeit? Eine tugendhafte Handlung macht uns Freude — und wenn wir sie gethan haben, erhebt sie unsre Seele — Freude aber und Erhebung der Seele ist ein Nuzen.

Der Eigennuz also ist der einzige Grundtrieb unserer Thätigkeit, oder doch wenigstens, um allen Streit zu vermeiden, die Haupttriebfeder, die uns in Bewegung sezt. Wenn es nun aber wahr ist, daß die Thätigkeit die einzige Quelle unsers Glüks und unser Bildung ist, was Niemand läugnen wird; so muß man beken-

bekennen, daß der Eigennutz die Quelle vieles Gutes, ja unsers höchsten Gutes ist.

Er ist aber auch die Quelle aller Laster —! Freilich. Nehmet ihn aber weg, so wird der ganze Mensch in eine todte Masse verwandelt — Es wäre eben so gut, daß er nicht existirte. —

„Der Eigennutz mag immer bleiben, nur „wäre es besser, wenn er in den Schranken „der Mäßigkeit erhalten würde. An und für „sich ist er gut; nur sein Uebermaaß macht „ihn zum Uebel. „

Besser, wenn er mäßig wäre —! Vielleicht! Man sehe, was ich von dem Stande der Unschuld und von der Unersättlichkeit der Begierden gesagt habe.

Um nur eines zu berühren — wenn es nicht die unersättliche Habsucht wäre, würde wohl jemals die Handlung statt gefunden haben?

Denn, um mich im Vorbeigehen darüber zu erklären, so bin ich der Meinung, — nicht, daß der Luxus und die Lekkerhaftigkeit den Handel, um sich zu befriedigen, erzeugt haben; jene Leidenschaften konnten nicht Gegen-

stände suchen, die sie nicht kannten — sondern, daß die Habsucht die Besitzer überflüssiger Dinge verleitet hat, ihren Ueberfluß bei andern anzubringen — Die Handlung hat den Luxus mit fremden Produkten erzeugt.

Also muß ich die Handlung und alle Folgen des Luxus auf die Rechnung der Habsucht bringen. Von dem Luxus habe ich im vorhergehenden Kapitel gehandelt.

Welche sind aber die Folgen der Handlung?

1) Verbindungen der Menschen, der entferntesten Völker mit einander. Die Erde wird zu einer großen Familie.

2) Mittheilung der Kenntnisse, der Gebräuche und Sitten, Möglichkeit der Wahl der bessern, mehrentheils Milderung der Charaktere, Abschaffung der rauhen Sitten, Bildung des Verstandes, Verbreitung der Wahrheit. — Freilich auch manchen Irrthums — Wenn man aber vieles sieht und hört, kann man prüfen und wählen.

3) Kenntniß des Menschen nach seiner Moralität. Es gehört dazu, daß man verschiedene Menschen vergleiche.

4) Kenntniß der Natur, ihrer unbestimmbaren Mannigfaltigkeit, ihres unerschöpflichen Reichthums.

Diese Kenntniß führt grade zur Verehrung Gottes. Wer in Norden den Wallfisch, und in Süden das Nilpferd, den Elephanten, das Nasehorn, die Riesenschlange, gesehen hat, der hat von Gott schon höhere Begriffe, als derjenige, der weiter nichts als den Ochsen, das Schaaf und allenfalls den Hirsch kennt. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Art zu bemerken, wie Gottes Fürsehung für den Afrikaner in den brennenden Sandwüsten, und für den Grönländer mitten unter den Eisschollen und Schneebergen zu sorgen weiß, der wird von Gottes Weisheit doch einen größern Begriff haben, als der, welcher nichts, als sein Vaterland, kennt. Er wird Gott inniger verehren — Er wird auch sehen, daß Gott den Menschen weit künstlicher und vortreflicher gebildet hat, wenn er sieht, daß der Mensch, unter allen Himmelsstrichen, in brennender Hitze und erstarrendem Froste leben und zufrieden seyn kann, da kein Thier, es mag noch so stark, noch so groß seyn, in einem andern Clima, als das seinige, zu bestehen im Stande ist.

5) Von den Künsten, welche aus der Handlung entstanden sind, von der größern

Vollkommenheit der Rechen- und Schreibekunst, von der Vergrößerung der Manufakturen, von der Mittheilung nützlicher Produkte fremder Gegenden, will ich nicht reden; es würde mich zu weit führen. Nur eines will ich berühren, das größte und schönste, das sich denken läßt — die Schiffahrt.

Was mußten die Menschen nicht für starke Beweggründe haben, wie stark mußten nicht ihre Triebe seyn, um ihr Leben auf den Wellen in die augenscheinlichste Gefahr zu setzen! Wer hätte es, ohne einen großen Lohn, unternommen, sich in das unermeßliche Weltmeer zu wagen?

Illi robur et aes triplex
Circa pectus erat, qui fragilem truci
Commisit pelago talem
Primus.

Man mag hier spekuliren, wie man will, man wird keinen Trieb in dem Menschen finden, der, so wie die unersättliche Begierde oder die Habsucht, im Stande gewesen wäre, den Menschen aus seiner Heimat zu reissen, und ihn auf einem zerbrechlichen Schiffe auf das wilde Meer zu schikken. Nachher, als die Schiffahrt schon eine vollendete Kunst gewor-

worden, und die Gefahr auf den Meerswogen nicht viel größer geworden war, als sie etwa in einem guten Reisewagen seyn mag, konnte die Neubegierde schon einen Cook und andre Weltumsegeler zu großen Unternehmen bewegen. Nachher konnte die Ahndung, die der große Geist eines Columbus von einem andern Hemisphär hatte, ihn vermögen, das große Abendtheuer zu bestehen, und Amerika zu suchen. Und wer weiß noch, wie viel die Habsucht an dem Unternehmen Antheil hatte; selbst der große Columbus, der neue Welten finden wollte, den sein thätiger Geist mächtig spornte, machte sich Bedingungen aus, für sich und seine Nachkommen, ehe er dies große Werk unternahm. Vasco de Gama, ein andrer Geist, hatte bei seiner Entdekkung des Kaps offenbar Handlungsabsichten — Gewinn war sein Zwek — Es sey aber — Vasco und Columbus und Cook mögen immer aus bloßer Neugierde ihre gefahrvollen Reisen unternommen haben — Zu ihrer Zeit aber war der Mensch schon gebildet, die Gestalt der Erde schon bekannt, die Schiffahrt schon eine Kunst; diese mußte schon erfunden seyn — und wie wäre sie erfunden worden, wenn die Habsucht nicht den Menschen ermuntert hätte?

Mußte

Mußte ein großer und der Schiffahrt erfahrner Columbus — der suchen wollte, und versichert war, daß er finden würde — mußte dieser noch durch versprochene Belohnungen in seinem Vorhaben vollends bestärkt werden; was konnte man von dem rohen Menschen erwarten, der erst die Schiffahrt erfinden sollte, und nicht wußte, was er zu erwarten hätte? Was gehörte nicht dazu, um den Menschen zu bewegen, daß er auf einem gefundenen Balken reitend über einen mäßigen Fluß setzte —? Dieser erste Schritt zur Schiffahrt war allerdings ein großes Unternehmen — in allen Dingen ist der erste Schritt der größte und schwerste, ob er gleich hernach sehr unbedeutend scheint.

Nur die brennende Begierde

Auri sacra fames

konnte die Mutter der Schiffahrt seyn. Ohne den unauslöschlichen Durst nach Reichthum würden wir bis jetzt auf dem Lande geblieben seyn, und es wäre eine Frage, ob die Einwohner von Calais, England, und die Jütländer Seeland kennen würden.

Nondum (in aurea ætate) cæsa
Suis peregrinum ut viseret orbem

Mon-

Montibus in liquidas pinus descenderat undas:
Nullaque mortales præter sua littora norant. *)

Möchten wir aber die Schiffahrt missen? Von ihrem Nutzen will ich nicht sprechen, sondern nur von der Veredlung des Menschen durch sie. Ist es nichts, daß der Mensch durch sie verherrlicht, und zum Herrn über das Meer erhoben worden ist?

Wenn man bedenkt, welche ungeheure Lasten ein Schiff wegfährt, welche Reisen es unternimmt, wie geschwind es solche zurüklegen kann — und wenn man auf die Simplizität und Kleinheit der Mittel aufmerksam ist, wodurch diese Wirkungen geschehen — wenn man bedenkt, daß der Mensch hier Wellen und Winde zu seinen Dienern macht — wahrlich, man muß sich über diese Frucht der Habsucht, der unersättlichen Begierde des Menschen, freuen, und der Menschheit zu ihren Leidenschaften Glük wünschen.

Die Schiffahrt hat den Seekrieg erzeugt — Ueberall, wo der Mensch hinkommt, muß

*) Ovid. Metam.

muß Zwist und Streit entstehen. Sollte er einst in die Lüfte sich erheben, so würde auch in den Lüften Krieg geführt werden; und die Chimäre von feurigen Heeren und blutigen Schlachten in den Wolken würde sich realisiren. Allein kann wohl etwas größeres gedacht werden? Man denke sich von der einen Seite den Menschen in dem fabelhaften goldenen Zeitalter, oder in dem berühmten Bätika der Alten, unschuldig und kunstlos, aber träge, ungebildet, wenig größer, als das Schaaf, das er hütet, und das alle seine Bedürfnisse befriedigt — von der andern Seite aber den Menschen, wie er ist, wie er sich auf dem Kriegsschiffe zeigt — welch ein Unterschied!

Sollte die Luftschiffahrt zur Vollkommenheit gelangen? Wäre diese Erscheinung grösser, als die Schiffahrt eines Columbus? Wenigstens wäre sie neu, würde sie manche neue Verhältnisse unter die Menschen einführen. Wir müßten auf neue Einrichtungen, neue Sicherheits- und Vertheidigungsanstalten denken — Diese Erfindung würde uns ganz aus dem gewohnten Geleis bringen, der Mensch würde lernen das Joch des Alten abschütteln, selbst denken und prüfen — Seinem Verstand würde dadurch eine ganz neue Bahn eröfnet, eine ganz neue Richtung gegeben.

Und

Und diese Erfindung ist auch ein Resultat der Leidenschaften, der Habsucht, der Ruhmbegierde. Schon haben sich die Erfinder gezankt und entzweit — und der, welcher der der Welt das kühnste Schauspiel gegeben, Blanchard, der es wagte, über das Meer durch die Luft zu setzen, — was trieb ihn an? Nach jener kühnen Reise stellte ich mir den Mann als einen Helden vor, der sein Leben wagte, um die Größe und Macht des Menschen zu bestätigen, um zween Völkern zu zeigen, was Muth und Kunst, mit einander verbunden, auszuführen vermögen. Ich freuete mich, daß Brittannien ihn mit seinen Schäzzen belohnte, ihm Schiffe nachschikte, um den Mann ja zu erhalten; daß Gallien ihn auf dem Ufer erwartete, daß Calais ihn zum Bürger ernannte, und im Namen seiner Bürgerschaft bewirthete. Aber seitdem geht Blanchard herum, bietet die Proben seiner Kunst feil, wie ein elender Gaukler auf die Märkte herumzieht, um Geld zu verdienen — Er hat sich verunehrt; in meinen Augen ist er weiter nichts, als ein Gaukler vom ersten Rang, der Muth genug hat, in einem gefährlichen Possenspiele sein Leben für Geld zu wagen. Schade, daß die Größe des Muths nicht immer mit dem Adel der Seele gepaart ist! — Blanchard

ist

ist nur habsüchtig; aber seine Habsucht zeigte den Völkern, wie groß der Mensch ist, wenn er will.

X. Kapitel.

Von dem Zorne.

Daß der Zorn den Menschen zu seiner Sicherheit und Vertheidigung ermuntert, ihm Muth und Kraft gibt, sich vor Angriffen und Beleidigungen zu schützen, ist bekannt; ich halte mich dabei nicht auf.

Was man aber noch, meines Wissens, nicht bemerkt hat, ist, daß der Zorn ein Stärkungsmittel bei erschlaffenden Gefühlen und ein Gegengift wider die Wollust abgibt.

Dem Jüngling schmilzt das Herz bei seinem Mädchen, er kann es nicht verlassen, er vergißt Arbeit und Beruf und Zukunft — die Liebe ist sein alleiniges Gefühl — für sich, für die Menschen verlohren, lebt er nur für die Liebe; er wird der Sklave des Muthwillens eines eigensinnigen Mädchens. Welche Kraft soll ihn aus den drükkenden, entnervenden Fesseln reissen? Die Vernunft? Ach, die ist zu schwach. Die Langeweile, die Sättigung —? Die geben ihm keine Kraft; sie

erwek-

erwekken nicht, sie versenken ihn nur in eine träge Ruh. — Das Bedürfniß? — Es findet nicht immer statt, und dann ladet man gern Noth und Mangel auf sich, wenn man nur seiner Begierde Genüge thun kann.

Was Vernunft, Bedürfniß, Sättigung, nicht vermögen, das thut der Zorn. Das muthwillige Mädchen — vielleicht ward es muthwillig geschaffen, nur damit seine Fesseln nicht unzerstörbar würden — das muthwillige Mädchen misbraucht sein Ansehen; der Liebende wird beleidigt, er fühlt die Beleidigung, ein edler Zorn erwekt bei ihm Schaam und Unwillen, er zerbricht die Fesseln, und wird seiner wieder mächtig. Eine furchtbare Leidenschaft mußte sein Retter seyn, muß ihn zu sich bringen, der Gesellschaft und einem thätigen Leben wiedergeben.

Weiche Seelen, wenn die Liebe sie kränkte, wurden nicht von den Fesseln der Liebe befreit, sie schmachteten in dem Gefühl ihrer Leiden, und vergiengen in Sehnsucht und Melancholie. Sie hatten keinen wohlthätigen Zorn, es fehlte ihnen an Kraft dazu, und so war es vergebens, daß die Umstände sie begünstigten.

Festere Seelen nutzen die Gelegenheit, und wissen sich frei zu machen.

Manchmal mag der Zorn gegen empfundenen Uebermuth Männer und Staaten von den Gefahren der Wollust gerettet haben. Wie oft mag der Beherrscher der Völker, der in dem Arm der Wollust einschlummerte, blos in dieser Leidenschaft seinen Muth und seine Kraft wieder gefunden haben? Wie gut ist es nicht, daß eine angebetete Geliebte übermüthig wird! Ohne diesen Fehler möchten ihre Fesseln unzerbrechlich seyn.

XI. Kapitel.

Von der Schwärmerei.

Schwärmerei ist überhaupt ein höherer Grad von einer gründlich guten Leidenschaft, Mitleiden, Menschenliebe, Religion — als der große Haufe der Menschen solche zu haben pflegt.

Sie ist ein Uebermaaß — nicht von dem Menschen zum Gegenstande — denn der Gegenstand ist immer für den Menschen so groß, als seine Wirkung auf denselben — sondern von Menschen zu Menschen — Man kann nicht sagen: Der Schwärmer ist ein Mensch, welcher die Religion mehr liebt — als sie liebenswürdig ist — denn für ihn ist sie gerade

so liebenswürdig, als er sie liebt. Man muß sagen: Der ist ein Schwärmer — welcher die Religion mehr liebt — als **religiöse** Menschen sie sonst zu lieben pflegen.

Man spricht aber so nicht — weil jedermann glaubt, das rechte Maaß der Empfindungen nach dem Werth der Dinge getroffen zu haben. Dieser hat mehr Gefühl, als ich, also hat er zu viel, also ist er ein Schwärmer; denn ich liebe die Dinge genau nach ihrem wahren innern Werth — so denkt man, nach diesem Grundsatze werden die Bestimmungen angegeben und die Urtheile abgefaßt.

Da die Schwärmerei — obgleich nur in Vergleichung mit den Gefühlen der Menschen — übermäßig ist, so ist sie auch nothwendig schädlich, sie macht ein Misverhältniß.

In allen Stükken ist die Schwärmerei vielleicht nur dem Schwärmer schädlich, die einzige Religionsschwärmerei ausgenommen.

Ich schränke mich hier allein auf diese lezte ein.

Ich will der Schwärmerei nicht das Wort reden; sie hat in der Welt unsäglichen Schaden angerichtet, wenn sie auf unrechte Gegen-

stände geleitet worden ist. Gewiß ist sie aber nicht ohne großen Nutzen gewesen.

Oft hat man sie mit der Gleichgültigkeit in der Religion verglichen, und nicht unterlassen, lezterer den Vorzug zu geben. Freilich wird die Gleichgültigkeit in der Religion keine Verfolgungen anstiften; es läßt sich bei ihr ganz ruhig leben; aber dabei kann auch die Seele, wenn sie nicht anders woher gereizt wird, in Unthätigkeit einschlummern und in Kaltsinn erstarren. Bei dieser Gleichgültigkeit werden alle Leidenschaften freies Spiel haben, die Wollust wird ohne Zügel seyn, und zur Ausübung schwerer Pflichten wird sich kein Reiz, kein Trieb, finden. Ihre Ruhe ist die Ruhe des Todes.

„Bayle hat sehr bündig bewiesen, sagt „Rousseau,*) daß die Schwelgerei schädlicher

*) Bayle a très bien prouvé, que le fanatisme est plus pernicieux que l'Athéisme, et cela est incontestable: mais ce qu'il n'a eu garde de dire, et qui n'est pas moins vrai, c'est que le fanatisme, quoique sanguinaire et cruel, est pourtant une passion grande et forte, qui éleve le cœur de l'homme, qui lui fait mépriser la mort, qui lui

„cher ist, als der Atheismus; das ist unstrei-
„tig. Dies aber sagt er nicht, und das ist
„doch eben so wahr; nemlich, daß die Schwär-

lui donne un ressort prodigieux, et qu'il ne faut que mieux diriger pour en tirer les plus sublimes vertus; au lieu que l'irréligion, et en général l'esprit raisonneur et philosophique attache à la vie, efféminé, avilit les ames, concentre toutes les passions dans la bassesse de l'intérêt particulier, dans l'abjection du *moi* humain, et sappe ainsi à petit bruit les vrais fondemens de toute société; car ce que les intérêts particuliers ont de commun, est si peu de chose, qu'il ne balancera jamais ce qu'ils ont d'opposé.

Si l'Athéisme ne fait pas verser le sang des hommes, c'est moins par amour pour la paix que par indifférence pour le bien; comme que tout aille, peu importe au prétendu sage, pourvu qu'il reste en repos dans son cabinet. Ses principes ne font pas tuer les hommes: mais ils les empêchent de naitre, en détruisant les mœurs qui les multiplient, en les détachant de leur espèce, en réduisant toutes leurs affections à un secret égoïsme, aussi funeste à la population qu'à la vertu. L'indifférence philosophique ressemble à la tranquillité de la mort; elle est plus destructive, que la guerre même.

Emile, Tome III. pag. 109.

„merei, obgleich blutbegierig und grausam, „dennoch ein großes und starkes Gefühl ist, „welches das Herz erhebt, den Menschen in „Stand sezt, den Tod zu verachten, der Seele „eine außerordentliche Schnellkraft giebt; und „daß man sie nur besser lenken darf, um sie zur „Quelle der erhabensten Tugenden zu machen. „Der Kaltsinn für die Religion hingegen, und „überhaupt der Vernünftlersinn fesselt den „Menschen an das Leben, erniedrigt die Seele „und macht sie weibisch; er konzentrirt alle „Leidenschaften in das niedrige Privatinter= „esse, in die unedle Ichheit, und untergräbt „also im Verborgenen den Grund, auf wel= „chem die menschliche Gesellschaft beruht. „Denn was das Privatinteresse aller Bürger „gemein hat, ist so unbedeutend, daß es nie= „mals dem bloßen Eigennutz die Wage halten „wird.

„Wenn der Atheismus kein Menschenblut „vergießt, so geschieht es nicht sowohl aus „Neigung zum Frieden, als vielmehr aus „Gleichgültigkeit gegen das Gute. Es möge „alles gehen, wie es wolle, was kümmerts den „vermeinten Weisen, wenn er nur Ruhe in „seinem Cabinet findet. Seine Grundsätze „führen nicht zum Morde, sie verhindern aber „Geburten, indem sie die Sitten verderben,

welche

„welche die Geburten begünstigen; indem sie „den Menschen gegen die Menschheit gleichgül„tig machen, indem sie alle seine Gefühle ins „Geheim auf ihn selbst einschränken; und diese „Einschränkung ist der Bevölkerung so sehr, „als der Tugend, verderblich. Die vernünf„telnde Gleichgültigkeit ist der Ruhe des Staa„tes unter einer despotischen Regierung ähn„lich — sie ist die Ruhe des Todes, und ver„heeret mehr, als der Krieg.„

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Absicht des Schöpfers mit dem Menschen nicht blos dessen Leben, sondern mit, und vielleicht hauptsächlich, desselben Bildung ist.

„Da Erhaltung des Lebens, sagt Abel, *) „auf eine leichtere und angenehmere Art, wie „bei Thieren und im Anfang des Lebens wirk„lich geschieht, gewirkt werden konnte, und „doch die Natur immer zu einem minder leich„ten und mit so vielen Schmerzen verbunde„nen, aber zugleich Geist und Herz bildenden, „Weg nöthigt; so ist weder Erhaltung des Le„bens, noch Vergnügen, sondern Entwikke„lung der Seele ihr wichtigster Zwek.„

*) In seiner Einleitung zur Seelenlehre, §. 133.

Wir sehen in der That, daß die Vorsehung öfters das Vergnügen des Menschen, ja sogar die längere Dauer seines Lebens, der Entwikkelung seiner Seelenkräfte aufgeopfert hat. Der Beweis davon ist fast in jedem Kapitel dieses Theiles des gegenwärtigen Werkes zu finden. Viele Anstalten Gottes fodern den Menschen zur Aufmerksamkeit auf, mit Gefahr seines Lebens und mit Verlust seiner Ruhe und Zufriedenheit.

Die Lebensmittel auf hohen Bäumen und der Mensch ohne Klauen zu klettern und ohne Flügel zu fliegen; oder in der Erde vergraben, und der Mensch ohne Krallen die Erde aufzuscharren; Gifte unter die nährenden Früchte gemischt, und der Mensch ohne Sinne, solche zu unterscheiden; Thiere sollen ihm zur Nahrung dienen — die einen im Wasser, und der Mensch kann im Wasser ihnen nicht folgen; die andern in der Luft, und der Mensch kann ihnen nicht nachfliegen; die auf der Erde sind geschwind, behend, können sich auch wohl gegen ihn wehren. Ein rauhes, kaltes oder brennendes Clima, der Mensch mit einer nakten, weichen Haut, ohne Bedekkung; überall große Wasserströme, Seen, Meere, und der Mensch kann nicht schwimmen. Furchtbare, reissende

reissende Thiere in allen Weltgegenden, und der Mensch ohne Waffen. *) Große Bedürfnisse, noch größere Begierden und wenig Kräfte. — Wer sieht nicht, daß der Mensch nicht auf körperliche Kräfte angewiesen ist, daß er Verstand brauchen soll — und da der Verstand nicht von selbst kommt, ihm nicht angebohren ist, daß der Mensch sich seinen Verstand erwerben soll.

Wer kann uns nun sagen, was alles zur Erwekkung, zur Entwikkelung der schlafenden Vernunft des Menschen nöthig ist, was wir von den Anstalten, die der Schöpfer dazu gemacht hat, ohne den Zwek zu verfehlen, entbehren könnten.

Bei uns hat nun einmal die Menschheit schon einen hohen Grad von Cultur erreicht, auf dem ganzen Erdboden hat sie schon mehrere Fortschritte gemacht. Vielleicht möchte bei

*) Einstens, als ich die Naturgeschichte lehrte, fragte ich meine Zöglinge, warum der Schöpfer denn wohl solche mächtige, furchtbare Thiere, als den Löwen, den Tiger, das Crocodill, das Nilpferd, den Hay geschaffen hätte? „Damit der Mensch solche überwinden lerne„ war die Antwort.

uns manches entbehrlich seyn; was war aber nöthig, um den Menschen erst so weit zu bringen? Das hat man, meines Wissens, noch nicht genug beobachtet.

Allerdings gehört die Schwärmerei unter die Mittel, welche der Schöpfer brauchte, um den Menschen zu veredlen. Lange ist eine schwärmerische Religiosität der einzige Zügel und Sporn des Menschengeschlechts gewesen; sie ist in den niedrigen Classen unserer Mitbürger, der großen Erleuchtung ohnerachtet, noch immer das einzige Mittel, wodurch Sitten und Tugend erhalten werden.

Soll man denn also die Menschen schwärmen lassen, zu Schwärmern machen? Bewahre! Da die Schwärmerei blind ist, ist sie gar zu gefährlich. Man bilde den Menschen zum verständigen Wesen — nicht blinde Gefühle — Erkenntnisse, Verstand, sollen seine Führer seyn.

Bis man diesen edlen Zwek erreichen kann, lasse man die Schwärmerei eine Nothhülfe seyn, damit der Mensch nicht ganz zügellos bleibe; man gebe seinen Gefühlen eine unschädliche, eine heilsame Richtung. Man arbeite aber unabläßig an seiner Aufklärung.

Was

Was ist besser, frägt man, Schwärmerei, oder Gleichgültigkeit? Ich antworte — **Verstand**! Fehlt aber dieser, so ist mir Schwärmerei lieber — Sie ist immer eine Handhabe, wobei ich den Menschen ergreifen kann. Und wenn die Führer der Menschen nur rechtschaffene Menschen sind, wenn sie die Schwärmerei nicht auf unerklärbare Glaubenslehren, nicht auf gleichgültige Ceremonien, sondern auf Wohlthun und wahre Tugend richten, dann mögen die Geführten immerhin schwärmen; es kann nicht schaden. Was will man aber mit dem Gleichgültigen anfangen, der gar keinen Trieb hat, der sich nichts angelegen seyn läßt?

Auch der Aberglaube hat seinen Nutzen, er ist ein mächtiger Zügel für den, der keine Vernunft und kein Gefühl für Tugend und Moralität hat. Es ist doch besser, daß man den Menschen durch Vorurtheil regiere, als daß man ihn gar nicht regieren könne.

„Die Schwachheit und das Verderben „des menschlichen Geschlechts ist so groß, sagt „Voltaire,*) daß es ihm weit vortheilhafter ist, von

*) Telle est la foiblesse du genre humain, et telle sa perversité, qu'il vaut mieux sans doute pour lui d'être subjugué par toutes les superstitions pos-

„von allem möglichen Aberglauben beherrscht
„zu werden, wenn der Aberglaube nur nicht
blutgie=

possibles, pourvu qu'elles ne soient point meurtrières, que de vivre sans religion. L'homme a toujours eu besoin d'un frein; et quoiqu'il fut ridicule de sacrifier aux Faunes, aux Sylvains, aux Naïades, il étoit bien plus raisonnable et plus utile d'adorer ces images fantastiques de la Divinité, que de se livrer à l'athéisme.

Quand les hommes n'ont pas de notions saines de la Divinité, les idées fausses y suppléent, comme dans les temps malheureux on trafique avec de la mauvaise monnaie, quand on n'en a pas de bonne. Le païen craingnoit de commettre un crime, de peur d'être puni par les faux dieux. Le Malabare craint d'être puni par sa pagode. Par-tout, où il y a une société établie, une religion est nécessaire; les loix veillent sur les crimes connus, et la religion sur les crimes secrets.

Mais lorsqu'une fois les hommes sont parvenus à embrasser une religion pure et sainte, la superstirion devient non-seulement inutile, mais très dangereuse. On ne doit pas chercher à nourrir de gland ceux, que Dieu daigne nourrir de pain.

La superstition est à la religion ce que l'astrologie est à l'astronomie, la fille très-folle d'une

„blutgierig ist, — als ohne Religion zu seyn.
„Jederzeit hat der Mensch eines Zügels be„durft. Es war freilich lächerlich, den Fau„nen, den Najaden, den Sylvanen, Opfer „zu bringen; es war doch aber vernünftiger „und heilsamer, diese phantastischen Bilder der „ewigen Gottheit zu verehren, als ohne Gott „in der Welt zu leben.

„So lange die Menschen keine wahren „Begriffe von der Gottheit haben, ersetzen die „Vorurtheile den Mangel der Wahrheit; so „wie man in bedrängten Zeiten mit schlechter „Münze den Handel treiben muß, weil man „keine gute Münze hat. Der Heide scheuete „sich ein Verbrechen zu begehen, aus Furcht, „von seinem Abgott gestraft zu werden. Der „Malabare fürchtet den Zorn seines Fetti„sches. Ueberall, wo die Menschen in Gesell„schaft leben, muß eine Religion seyn. Die „Gesetze suchen die öffentlichen Verbrechen, „und die Religion die heimlichen, zu verhüten.

„Sind aber die Menschen einmal zur „Kenntniß und Verehrung einer wahren und heiligen

d' une mère très-sage. Ces deux filles ont long-temps subjugué toute la terre.

Oeuvres de Voltaire. Tome 30. pag. 172. Edition de Gotha.

„heiligen Religion gelanget, so ist der Aber=„glaube nicht allein überflüßig, sondern höchst „schädlich; die Menschen, welchen Gott Brod „gegeben hat, muß man nicht mit Eicheln spei=„sen wollen.

„Der Aberglaube verhält sich zur Reli=„gion, wie Sterndeuterey zur Sternkunde; „sie ist die höchst närrische Tochter einer wei=„sen Mutter. Beide Töchter haben lange den „Erdkreis beherrscht.„

Wenn der Philosoph und Halbphilosoph gegen Aberglaube, Vorurtheil und Religions=täuschung, schreiet; wenn er dem Volke alle Vorurtheile zu benehmen sucht; so scheint er mir sehr unbesonnen zu handeln, und zweierlei nicht zu bedenken.

1) Was wird aus dem Volke werden, wenn es die vermeinte Religionstäuschung nicht mehr hat? Nothwendig muß es einen Zügel haben, der seine Leidenschaften in den Schran=ken der Mäßigung erhält; nothwendig muß es einen Sporn haben, der es zu manchen be=schwerlichen Pflichten antreibt. Die bürger=lichen Gesetze können nicht alles thun, nicht alles bestimmen, nicht alles verhindern; sie erstrekken sich nicht bis in die Einsamkeit, wo

der Hausfrieden gestört, wo der Mensch verdorben, wo sein Leib und seine Seele getödtet, wo gefährliche Anschläge gebrütet werden, wo die Ungerechtigkeit, welche alle Bande der Gesellschaft auflößt, im Finstern schleicht. Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter; und wer will Kläger seyn, wer will es auf sich nehmen, offenbare Schandthaten vor dem Richter aktenmäßig zu beweisen? Sollten die Sitten die Stelle des sogenannten Aberglaubens vertreten? Aber diese Sitten, wo sind sie? Worauf werden sie sich gründen, wenn keine Religion ist?

Religion will man wohl, aber keinen Aberglauben, keine Täuschung; wahre, erhabene Religion — Schön! Sehr schön! — Aber, hier ist wieder eine Irrung. Das ist der zweite Punkt, der wohl zu erwägen ist.

2) Das Volk hat diese wahre, erhabene Religion noch nicht — und, wenn ihr, aufgeklärte Männer! solche habet; so müßt ihr das Volk nicht nach euch beurtheilen. Dadurch, daß das Volk den Irrthum einsieht, das Vorurtheil verwerfen lernt, bekommt es noch nicht wahre Religion. Gesetzt, die wahre Religion sey schon in seinem Glaubensbekenntniß enthalten, so daß dieses nur gereinigt wer-

den dürfe, damit die wahre, ächte Religion in ihrer erhabenen Majestät ganz lauter zurükbliebe, wie es denn bei den Christen wirklich der Fall ist; so könnte man, meinet ihr, nur das Falsche wegnehmen, und das Gute würde bleiben, die Religion würde eine ächte, edle Religion seyn. Da irret ihr euch wieder. Freilich stekt in jedem Aberglauben die wahre Religion; aber diese wahre Religion beruht bei dem Volke auf eben den Gründen, als der Aberglaube; fällt dieser, so fällt alles. Das Volk weiß das Wahre von dem Falschen nicht zu unterscheiden. Was ist also zu thun?

Ein Großer hatte von seinen Vorfahren einen ansehnlichen Schatz von Juwelen geerbt. Nach und nach hatten sich unter die Diamanten manche schlechte Steine eingeschlichen — Der Besitzer und seine Ahnherren hatten sich um das Cabinett, worüber sie immer einen Aufseher bestellt hatten, auf welchen sie sich verließen, wenig bekümmert, und waren überall niemals Kenner gewesen. Sie hatten also von Betrügern manchmal unächte Steine für Diamanten um einen hohen Preis gekauft; einige Crystalle, womit die Kinder des Hauses gespielt hatten, waren aus Achtung für die Familie in das Cabinett gelegt worden; und einige

nige Aufseher selbst hatten aus Schelmerei gute Steine gegen schlechte vertauscht, um sich auf Kosten des Schatzes zu bereichern, und doch die Zahl ihrer Steine voll zu haben: endlich hatte man auch manche schlechte in das Cabinet aufgenommen, um es zahlreich und in die Augen fallend zu machen. Dieses alles hielt der Besitzer, im Vertrauen auf seine Ahnherren und auf den Aufseher des Cabinets, für lauter ächte Juwelen. Da aber das Cabinet für Jedermann offen stand, sah es ein Kenner von Edelgesteinen; dieser entdekte den Betrug, und meldete es dem Besitzer. Der Große ließ den Aufseher kommen, fragte ihn um die Wahrheit. Aber jener mochte sie nicht wissen, oder nicht sagen wollen; er behauptete, die Steine wären alle ächt. „Bedenken Ihre Durchlaucht einmal, sagte er, ob Dero Ahnherren, glorwürdigen Andenkens, unächte Juwelen gekauft haben würden? welcher Aufseher des Cabinets würde sich unterstanden haben, so gute Kenner zu betriegen? Und die Aufseher selbst sind alle Kenner gewesen; sonst würden sie von so erleuchteten Fürsten nicht dazu bestellt worden seyn. Der Fürst mußte also wohl glauben, daß sein ganzer Reichthum ächt war; und es durfte ja nicht die geringste Glascoralle ausgemerzt werden. Der Vor-

 gang

gang ward bekannt, mehrere Kenner kamen — viele schwiegen, aber viele machten sichs auch zur Pflicht, dem Fürsten die Augen zu öfnen — Diese wurden für Schelme gehalten, die nur suchten die Steine zu erhaschen, welche man ausmerzen würde. Endlich ward es des Geschreies so viel, daß der Fürst endlich glauben mußte, es wäre mit seinem Schatze nicht ganz so richtig, als er es bisher geglaubt hatte. Er wollte also seine Sammlung revidiren — aber er war kein Kenner, er mußte also den Aufseher bei der Untersuchung mit zuziehen. Dieser fand jede Glasscherbe ächt. Ein Kenner wurde herbeigerufen; dieser gerieth aber mit dem Aufseher in Streit, und es wurde nichts ausgemacht. Der Fürst ward der Sache müde, und nahm sich vor, die ganze Sammlung als ein unnützes Ding wegzuwerfen. Ein kluger Hofmann verhütete aber den Schaden. Er ließ den Fürsten oft ächte Juwelen sehen, ohne sich irgend eine Absicht merken zu lassen. Er machte ihn auf den Glanz, die Härte, und andre Eigenschaften der Edelgesteine aufmerksam. Dadurch ward der Fürst nach und nach ein Kenner. Nun führte ihn der Cavalier in das Cabinet; der Fürst sah, betrachtete alles, und verwarf nun selbst alles Schlechte; das Gute behielt er, weil er den

Werth desselben kannte. Und so ward auf einmal das Cabinet gereinigt.

Machet das Volk durch Vorstellung der Wahrheit, durch Vorhaltung ihrer Charaktere, zu Kennern der Wahrheit — dann wird es Vorurtheil und Aberglauben ohne eure Erinnerung wegwerfen, ohne die Wahrheit zugleich zu verstoßen.

XII. Kapitel.

Von der Furcht.

Meine Absicht ist es nicht, weitläuftig zu beweisen, daß die Furcht, ob sie gleich eine Schwachheit und ein großes Uebel, ein grösseres Uebel, als der Schade selbst ist,*) dennoch unsere Beschützerinn ist, und uns vor vielen Gefahren bewahrt. Das ist zum Ueberfluß bekannt.

Von dem moralischen Nutzen der Furcht will ich reden.

Sie hält den Menschen von manchem Vergehen ab — auch dabei darf ich mich gar nicht aufhalten.

*) La peur est pire que le mal.

Der Fürchtende sucht Schutz, und lernt dadurch den Schützenden achten, ehren und lieben; das Band der Gesellschaft wird fester geknüpft. Die Menschen werden einander näher gebracht, sie lernen ihr eignes Bedürfniß und den Werth Anderer kennen.

Der Schützende fühlt, durch sein Mitleiden und das Zutrauen des Andern gestärkt, einen neuen Muth, den er selbst nicht kennt.

Eine sonderbare Empfindung habe ich bei mir selber, mehr als einmal, bemerkt. Mir schwindelt auf Höhen, und auf schmalen Stegen über Wasser. Wenn sichs ereignet hat, daß ich an solche Orte mußte, und wenn ich in Gesellschaft mit festen Menschen war, auf die ich mich allenfalls hätte verlassen können, hatte ich keinen Muth. Wenn ich aber mit Schwächern war, die sich auf meine Hülfe verließen, da hatte ich eine Festigkeit, die ich mir, ohne es versucht zu haben, nicht zutrauen würde. Ich habe, z. B. eine Dame an den steilen Rand des Abgrundes der sogenannnten Roßtrappe geführt, ohne die geringste Anwandlung von Schwindel oder Furcht zu empfinden. Sonst allein, oder mit Männern, hatte ich mich niemals so weit gewagt.

Wer aufmerksam auf sein eignes Herz und auf andre Menschen, vornemlich aber auf Kinder, ist; der wird bemerken, daß die Schwachheit und Furcht Anderer uns allemal Liebe, Theilnehmung und Muth, ja selbst eine Art von Großmuth einflößt. Sobald wir fühlen, daß wir die Stütze Anderer sind, hebt sich unser Herz, und will der Ehre würdig seyn.

Freilich, wenn die Furcht des Andern bis zur Angst, zur gänzlichen Muthlosigkeit, zum Schrekken geht, dann erschüttert sie eher den Muth des Helfenden, als daß sie ihn stärken sollte. Es hat alles sein bestimmtes Maaß.

Aber noch etwas wunderbareres. — Furcht ist nicht in der Liebe, sagt die Bibel; aber auch dies leidet Einschränkung. Alles, was uns Ehrfurcht einflößt, gewinnt leicht unsre Liebe. Man schmiegt sich gern an den an, der Kraft und Muth besitzt. Ists Gefühl der eignen Schwäche, die Schutz sucht, oder ists Gefühl der Vortreflichkeit? (— denn Muth, Stärke, Festigkeit, sind Vorzüge —) das weiß ich nicht. Der Vater, der mit festem Muthe und Standhaftigkeit seine Kinder in guter Zucht erhält, hat ihre Achtung und ihre Liebe — selbst die Strafen, die er ihnen auflegt, wenn sie nur nicht Laune

und Leidenschaften verrathen, erstikken die Liebe nicht. So wird der weiche Mann nicht geliebt, der alles gut heißt, alles sich gefallen läßt. Die Furcht erzeugt Liebe.

Ihr gefühlvollen Jünglinge! ihr liebet, und wünscht wieder geliebt zu werden — hört meinen Rath, ich will euch sagen, wie ihr es anfangen sollt, um euren Zweck zu erreichen. — Seid männlich! Das schöne Geschlecht treibt Muthwillen mit dem, der dessen Muthwillen erduldet. Es lohnt seine schlaffe Gefälligkeit mit Spott — Nie wird es Achtung und wahre Liebe für den süßen Geck empfinden, der alles über sich ergehen läßt. Warum ist das Geschlecht zart und schwach? Warum affectirt es, noch schwächer zu seyn, als es ist? — Damit ihr stark seyd, stark am Körper und an der Seele. Der Schwache liebt den Schwachen nicht; was kann er von ihm erwarten? Er liebt den Starken, aus Eigennutz, oder aus Achtung. Der Starke liebt den Schwachen aus Zärtlichkeit und Großmuth.

Wenn sich das schöne Geschlecht jemals einfallen läßt, männlich, stark und fest zu seyn, dann wird es alle seine Vortheile über unser Geschlecht verlieren; dann wird nur das physische Bedürfniß noch ihm einiges Ansehn geben.

ben. Damit aber wird alles Moralische und Edele in der Liebe verschwinden. Unser Geschlecht, welches durch die Liebe so sehr veredelt werden kann, wird keine zarte Empfindung mehr haben. In der That, woher sollte Zärtlichkeit kommen, wenn der Gegenstand meiner Liebe eben so fest und mannhaft ist, als ich. Ihr Erzieher jenes Geschlechts! beherziget dieses. Störet die Verhältnisse nicht, welche der Schöpfer festgesetzt hat. Wenn meine Geliebte mit mir kämpfen kann, dann brauche ich ihrer in keinem Fall zu schonen; dann hab' ichs nicht nöthig, ihr zu helfen; dann besorge ich für sie nichts, ich lasse sie gehen — warum sollte ich bei ihr seyn?

Aber ihr Jünglinge! ihr sollt mannhaft seyn; und, leider! sehe ich euch immer weibischer werden. Großer Gott! Knaben von funfzehn Jahren mit Krämpfen- und Nervenkrankheiten! Jünglinge mit Gichten, mit bleichem Gesicht, mit asthmathischen Zufällen —! und ihr wollt lieben, und geliebt seyn? Weder euer Körper, noch euer Herz, hat zur Liebe Kraft — und eure Gestalt —? was soll denn ein Mädchen an euch lieben? *)

 Wie

*) In einer muntern Gesellschaft ladete ein Mann eine Frauensperson in die Kammer ein — Sie wol-

Wie leicht ist es den Großen nicht, die Liebe des Volks zu gewinnen? Alle diejenigen, welche die Großen lieben und schätzen, und sich zu ihnen drängen, sind nicht alle eigennützige und ehrsüchtige Schmeichler, die in ihren Bezeugungen blos ihren Nutzen, oder die Befriedigung ihrer Begierden suchen. Es gibt auch eine uneigennützige Verehrung der Großen; und diese Verehrung, ob sie gleich von einer Art von Scheu begleitet ist, und sollte sie auch Furcht hegen, führt zur Liebe und Zuneigung. Wenn ein Großer selten erscheint, so will man ihn doch wenigstens sehen. Auch den Feind, wenn er seinen Namen berühmt gemacht hat, will man sehen; die Furcht, die er erregt, macht ihn merkwürdig; und wenn er diese Furcht nur durch einige Menschlichkeit zu mässigen weiß, so wird er geschäzt und geliebt.

Diese Achtung und Liebe würde der Heerführer nicht erhalten, der sich schlecht verhalten,

len mich in die Kammer führen, und Sie husten? war die Antwort. Diese Frau sprach, was andre denken mögen, aber aus Bescheidenheit verschweigen, wenn manche Männer sich um ihre Gunst bewerben. Wie viele Bräute könnten das sagen, wenn der Bräutigam sie in die Hochzeitskammer führt? Die Armen! sie sind beiderseits zu beklagen.

ten, und folglich wenig furchtbar gemacht hätte.

Diese Betrachtung führt mich gerade auf den eigentlichen Punkt, den ich hier abhandeln wollte, nemlich: daß die Furcht — wenn sie nicht bis zu Schrekken und Angst geht — gegen den Liebe erregen kann, der uns die Furcht eingeflößt hat.

Folgender Vorfall hat mich auf diese Beobachtung geführt.

Einer von meinen Freunden hat eine kleine einjährige Tochter, welche überhaupt sehr scheu ist, und sich mit Unbekannten nicht familiarisirt. Das Kind sieht mich oft, oft habe ichs durch Spiel und Liebkosungen zu gewinnen gesucht; aber immer vergebens. Vor einigen Tagen saß ich bei der Mutter, die es auf dem Schooß hatte, am Tische. Das Kind ließ diesmal meine Spiele und Liebkosungen zu, es wandte sich nicht ängstlich weg, und weinte nicht. Es fing an, sich die Serviette über den Kopf zu werfen, um sich zu verstekken, und sein Spiel zu treiben; ich that nachher dasselbe, bedekte mich; das Kind ward ängstlich, und da ich mich sogleich entdekte, liebkosete es mich mit der Hand auf den Bakken, und gab mir einen Kuß. Das hatte es

 niemals

niemals gethan, und diesmal konnte es nicht aufhören.

War es Bitte um Schonung? Das glaube ich nicht. Es durfte sich ja nur wegwenden, sich der Mutter in die Arme werfen, wie es sonst gethan hatte.

Viele Erscheinungen bestätigen meine Muthmaßung, daß eine gewisse Furcht Liebe erwekt. Liebende nekken sich gern:

„Was sich liebt, das nekt sich.„

Sollte man nicht glauben, daß sie ihre gegenseitige Liebe durch kleine widrige Empfindungen zu beleben suchen?

Nach einem kleinen Zwist ist die Liebe der Freunde und Liebenden allemal wärmer, als vorher.

Amantium iræ amoris redintegratio est,

sagt Terenz — es war ein Sprichwort bei den Römern und Griechen. *) Ist es die Reue bei dem Einen, und die Großmuth bei dem Andern; oder daß überhaupt das Herz rege wird, und durch dasselbe vornemlich das Hauptge-

*) V. Erasmi adagiorum Chiliadis 3. Centuriæ 1. No. 89.

Hauptgefühl desselben, dessen Gegenstand gegenwärtig ist? Das ist wohl hier nicht zu untersuchen.

Man erzählt Beispiele von Weibern unter uncultivirten Nationen, welche sich über den Kaltsinn ihrer Männer beklagen, wenn diese sie nicht schlagen. Freilich sind Schläge kein Beweis der Liebe, und für uns kein Reiz dazu — Ich glaube aber, daß man keine Spur der menschlichen Gesinnungen unbeobachtet übergehen muß.

Die Furcht für Andre, die so oft unsre Ruhe stöhrt, ist immer ein edles, großmüthiges Gefühl, welches uns für den Gegenstand derselben, und durch diesen für die ganze Menschheit interessirt. Man nehme sie weg, so gehen manche wohlthätige Gefühle verlohren. Wie viele Vorkehrungen hat der Schöpfer treffen müssen, um unsere Gefühle zu wekken, und dem Menschen den Menschen wichtig zu machen! Je mehr man solches einsieht, desto mehr muß man über die Weisheit des Schöpfers staunen, und sagen: **Was Gott thut, das ist wohl gethan!**

XIII. Kapi-

XIII. Kapitel.

Von der Liebe.

Die Liebe ist freilich nicht geradezu unter die Uebel zu zählen; dennoch hat es niemals an strengen Moralisten gefehlt, die solche an und für sich verdammt haben.

Mir deucht in der Liebe den Uebergang von den physischen oder thierischen Gefühlen zu den moralischen zu sehen.

Sie hat, wie alle unsere Gefühle, ihren Ursprung in dem Körper — wer der körperlichen Liebe unfähig ist, empfindet auch keine moralische Liebe.

Die Macht des Gefühles in dem Körper erhebt den Gegenstand desselben zu einem solchen Werth, daß wir diesen relativen Werth oft als eine absolute Vortreflichkeit ansehen; daß wir, durch den Glanz dieser Vortreflichkeit geblendet, über das Anschauen derselben einen Augenblik uns selbst und unser Bedürfniß vergessen, den Gegenstand selbst, sein Wohl und das Anschauen desselben, als unsern letzten Zwek betrachten.

Durch diese Täuschung werden unsre Gefühle aus den Schranken unsers Ichs und unsers

Privatinteresses gehoben; wir lernen äußere Gegenstände, ohne nahe Rücksicht auf uns, schätzen und lieben; und so werden unsre Gefühle moralisch.

Mir ist kein ander Gefühl, als Liebe, Mitleiden und Eitelkeit bekannt, welches uns so aus uns selbst heraushebt. Die Eitelkeit ist, an und für sich, was wir Uebel nennen; das Mitleiden gründet sich einzig und allein auf Uebel; und die Liebe ist mit dem Uebel nahe verwandt — Also gründet sich unsre ganze Moralität auf Uebel.

Unter diesen dreien Gefühlen ist die Liebe am wirksamsten. Das Mitleiden ist nur ein ersterer Reiz für unser unentwikkeltes Herz, es reißt uns gewaltsam aus uns selbst, es stimmt nicht unsre ganze Seele; denn wir finden keinen Wohlgefallen daran; unsre Moralität dabei erhält nicht unsern Beifall; wir sind ungern so gut, als wir sind.

Die Eitelkeit hebt uns nicht ganz aus unserm Ich. Allerdings lehrt sie uns auf etwas anders, als auf die ersten groben Bedürfnisse, achten, und Dinge schätzen, die keine direkte Beziehung auf uns haben. Auch trift sie nicht eigentlich das Herz.

Die Liebe aber, als ein angenehmes Gefühl, erwartet nicht erst, daß ihr Gegenstand unglüklich sey; sie ergreift die ganze Seele, gibt den Vorschmak von den Belohnungen der Tugend und Moralität. Sie erfüllt das ganze Herz, und der Verstand findet in ihr nichts tadelnswürdiges, nichts, warum er sie verwerfen sollte.

Wer auf die Menschen aufmerksam ist, wird auch gewahr werden, daß die Jugend erst in den Jahren der Mannbarkeit eigentliche moralische Gefühle bekommt. Vor der Zeit der Liebe ist noch jedes Gefühl zu sehr eigensüchtig, wenn eine beschwerliche, und vielleicht schädliche, Kunst nicht gleich den Menschen in seiner Kindheit aus seinem Ich herausreißt. Alle Gefühle sind oberflächlich, sie glitschen gleichsam nur über das Herz hinweg, ohne es zu durchdringen. Daher sind die Gefühle der Kinder — ich nenne hier Kinder, alles, was jene Periode der Entwikkelung nicht erreicht hat — so unbeständig, so veränderlich.

Wann die Liebe sein Herz erwärmt und gereift hat, dann gewinnt alles um den Jüngling her eine neue herrlichere Gestalt. Jeder Gegenstand drükt sich näher an sein Herz; und vor allem das Geschlecht, welches bei ihm diese Empfindungen

dungen erregt. Diese Stimmung seines Herzens belebt es zugleich für Tugend und Religion — Es ist bekannt, daß diejenigen, welche die Geschöpfe mehr lieben, auch für den Schöpfer eine höhere Liebe empfinden. Es ist bekannt, daß das reine jugendliche Herz am leichtesten für alles Schöne, Edle, für jede Tugend, entbrennt — Alte Leute, bei welchen die Gefühle der Liebe erkaltet sind, schwärmen nicht leicht; die Schwärmerei ist eine Eigenschaft der Jugend.

Hat sich nun der Jüngling einen besondern Gegenstand seiner Liebe ausersehen, so erhält dieses in seinen Augen einen übermenschlichen Werth. Seine Ergebenheit in den Willen der Geliebten gibt seinem Charakter, der bisher etwas rauh und hart war, Geschmeidigkeit. Die Begierde zu gefallen, und Gegenliebe zu gewinnen, verfeinert seine Empfindungen, macht ihn auf alle seine Tritte aufmerksam. Er lernt gefälliges Betragen, anständige Sitten.

Der Gegenstand seiner Liebe erscheint in seinen Augen, wie ein höheres, vollkommneres Wesen — Er irrt sich — aber eben dieser Irrthum lehrt ihn höhere Vollkommenheit fühlen und lieben. Das Anschauen die-

ses edleren Gegenstandes macht ihn, vermöge der Stimmung seiner Seele und des Nachahmungstriebes, selbst zu einem edleren Menschen, ohne daß er diese Veränderung bemerkt.

In den alten Zeiten der Ritterschaft und der tiefsten Unwissenheit war die romanhafte Liebe das einzige Mittel, die rauhen Sitten zu mildern. In diesen Zeiten, deren Schilderung unsre Romanen übertrieben haben, war die Liebe ein edles Gefühl, welches den Menschen ganz umschafte.

Hat die Geliebte nur ein wenig Tugendgefühl, hat sie nur die reizende weibliche Schamhaftigkeit und Zurückhaltung — dann ist die Liebe fähig, auch den irrenden Jüngling auf die Bahn der Ehre und Tugend zurückzuführen. Sie ist der Schutzgott des reinen Jünglings, wenn er in Versuchung geräth.

Aber es muß Liebe seyn, nicht Buhlerei, nicht flatterhafte Galanterie, nicht Wollust. Die alten Romanen sind abgeschaft, man spottet der Heldenliebe — An ihre Stelle sind Witzelei und Empfindelei getreten — haben wir durch den Tausch gewonnen? Wenn der Liebende nicht in aller Geschwindigkeit zum Zweck kommt, so erschießt oder ersäuft er sich.

Wäh-

Während seiner Liebe thut er nichts, als seufzen. Freilich können solche Muster keinen großen Nutzen stiften.

XIV. Kapitel.

Von den Leidenschaften der Jugend.

Man frägt, wozu die Leidenschaften der Jugend nützen, welche so schädlich sind, und das Verderben manches Jünglings verursachen? Sie sind gerade zu der ungünstigsten Zeit am heftigsten; zu einer Zeit, wo man fast nicht ihrer Gewalt Einhalt thun kann, zwischen dem Zwange des kindischen Alters, und der reifen Vernunft des Mannes.

Wenn sie je entstehen müssen, wäre es nicht besser, daß sie in der Kindheit entstünden, wo die Aufsicht des Vaters, des Erziehers, solche unschädlich machen könnte; oder, wenn das nicht möglich ist, in dem männlichen Alter, wo der reife Verstand ihre Ausschweifungen mäßigen könnte?

Zur Beantwortung dieser Frage könnte ich folgende zurükgeben.

Warum erhöht man durch eine übelverstandene Erziehung, durch frühe Regung der Lei-

denschaften, die Kraft derselben? Der Jüngling, der gut erzogen worden, ist so unbändig nicht.

Warum bildet man die Vernunft des angehenden Jünglings nicht früh genug, um ihm an derselben zur rechten Zeit einen Zügel seiner erwachenden Leidenschaften zu geben? Es gibt verständige Jünglinge, die sich recht gut verhalten.

Warum läßt man den Jüngling ohne Aufsicht, gerade zu der Zeit, wo er solcher am meisten bedarf? Haben denn die Rechte und Pflichten des Vaters ein Ende, so bald der Pflaum am Kinn seines Sohns keimt?

Sind diese heftigen Leidenschaften das Werk der Natur oder der Erziehung? Beider; die Natur gab die Anlage, die Erziehung entwikkelte sie; diese letztere war es aber, welche die verderbliche Heftigkeit verschuldete.

Was von diesen Leidenschaften nach den bloßen Gesetzen der Natur statt finden möchte, hat seinen großen Nutzen. Wenn der angehende Jüngling jachzornig ist, so ist ihm dieser Jachzorn nöthig, um sich gegen Angriffe zu schützen. Er hat die Kräfte und die Erfahrung des Mannes noch nicht; die Hitze,

mit welcher er sich vertheidigt, die Anstrengung des Zorns, muß bei ihm den Mangel an Kraft und Geschiklichkeit ersetzen.

Ist der Jüngling im Stande der Natur wollüstig — was schadet seine Wollust? Sie ist Befehl der Natur, zur Erreichung der göttlichen Zwekke.

Aber im Stande der Gesellschaft, in welchem doch alle Menschen leben?" — Mußte Gott seine Einrichtungen nach dem gesellschaftlichen, oder nach dem natürlichen Stande machen? Der natürliche war der erste und der hülfloseste; mithin mußte für diesen erst gesorgt werden. Sollte nun die Natur, nach den Einrichtungen der Menschen, sich sogleich verwandeln? Das hieße verlangen, daß der Stier, der in den Wäldern Hörner zu seiner Vertheidigung haben mußte, die Hörner sogleich ablegen sollte, wenn es uns einfiele, ihn in unsre Ställe zu sperren, wo er keine Waffen nöthig hat. Der Schöpfer mußte den Stier doch vorerst für den Wald versorgen; denn die Ställe sind nur lange nachher gebaut worden.

Nun aber die jugendlichen Leidenschaften in dem Stande der Gesellschaft — Allerdings haben sie auch hier ihren Nutzen.

Die Jugend lebt mehr für die Zukunft, als für die gegenwärtige Zeit. Sie möchte gern nur genießen und sich freuen, und sie soll arbeiten, und zwar ohne sichtbaren Nutzen, nur um sich zu ihrem künftigen Leben zuzubereiten. Dazu hat sie keine Vorsicht, keinen Trieb. In der Kindheit ersetzt das Ansehn der Eltern und Erzieher und der Zwang das, was der Jugend fehlt. In den Jünglingsjahren aber verliert sich dieser Zwang, höhere Kräfte, und die eingeführten Sitten, entziehn die Jugend der genauen Aufsicht der Erzieher. Ihr Verstand aber ist noch nicht gebildet, sie hat noch nicht Vorsicht und Ernst von der Erfahrung gelernt.

Gerade zu der Zeit hat sie die wichtigsten und mühsamsten Vorbereitungen zu besorgen, wenn sie dereinst ein glükliches Leben führen will. Was soll den Jüngling nun anhalten, stärken, mit Kraft und Muth beleben, wenn er nicht starke Begierden und Leidenschaften hat?

Die Ehrliebe ermuntert ihn aber, nun nach Ehre in dem Staate zu streben; die Liebe treibt ihn an, sich in den Stand zu setzen, derselben zu genießen. Diese Leidenschaften müssen also bei ihm stark seyn, damit sie den Jüng-

ling vermögen, seine gegenwärtige Lust, seine Begierden, der Hofnung aufzuopfern.

Da jene Leidenschaften stark sind, so kann es nicht fehlen, daß ihre Verirrungen, wenn sie auf Abwege gerathen, auch stark und schädlich werden. Das einmal rege gewordene, und durch diese Leidenschaften angefeuerte, Herz kann nun auch jedes Gefühl übertreiben — Es ist einmal anders nicht möglich.

Noch eine Beobachtung wird meine Vermuthung von dem Nutzen der Leidenschaften in den Jünglingsjahren bestätigen. Diese nemlich, daß die Leidenschaft da am stärksten brauset, wo ihr Reiz am nothwendigsten ist.

In den sogenannten niedern Ständen der Gesellschaft, bei dem Landmann und Handwerker, wo der Jüngling sehr früh seine Vollendung erreichen und zum Ziele kommen kann; wo er folglich aber nicht viel Vorbereitung nöthig hat, wenig Opfer des Gegenwärtigen bringen darf, und wenig Muth und Anfeurung braucht; da sind die Leidenschaften mäßig. Die Liebe ist in diesen Ständen fast weiter nichts, als physisches Bedürfniß; die Ehrliebe erstrekt sich über die Erhaltung des

guten Namens und Abwendung der Beleidigungen nicht hinaus. Das Bestreben nach Brod ist nicht lebhafter, als die geringe Schwierigkeit, solches zu erhalten, groß ist. Die Triebe stehn mit der ganzen Lage in Verhältniß.

Ganz anders ists in den höheren Ständen. Eine feinere und oft misverstandene Cultur gibt den Leidenschaften eine öfters unmässige Kraft; daher denn auch in diesen Ständen manche Ausschweifungen, welche in den niedern Ständen nicht bekannt sind.

Aber in jenen höheren Ständen ist auch die Lage des Jünglings weit schwerer. Mehrentheils ist seine Arbeit beschwerlicher, ekelhafter; er muß manchen Verdruß von Obern ertragen; er muß sich schmiegen; dies alles bedarf der Handwerksgenosse nicht. Sein Ziel ist entfernt, lange noch wird der Jüngling im Civil- und Militairstande ihn nicht erreichen. Bei den mehresten findet die Noth nicht einmal statt; für ihre Bedürfnisse ist gesorgt, so daß, wenn nicht starke Leidenschaften, Ehrgeiz, Begierde, Liebe ꝛc. sie in den Schranken und bei Muth erhielten, solche bald das Joch abschütteln, und auf ewig unnütze Mitglieder der Gesellschaft seyn würden. Diese bedürfen also dieser starken Leidenschaften.

Also ist es nicht umsonst, daß die Jugend starke Leidenschaften hat.

XV. Kapitel.

Von dem Eigensinn.

Der Eigensinn wird von den Menschen als einer der größten Fehler angeklagt, weil die Menschen alle Eigensinn haben, und der Eigensinn des Einen immer den Eigensinn des Andern auf seinem Wege findet. Man wollte gern alle seine Projekte ausführen, darum möchte man, daß alles sich darnach fügte; was uns hindert, ist böse. Es ist hiermit, wie mit dem Stolze; er ist nur Stolzen unerträglich.

Die Festigkeit der Seele aber, welche den Eigensinn und den Starrsinn erzeugt, ist eine nothwendige Grundlage zur Standhaftigkeit und Beharrlichkeit, zur Ausübung der Gerechtigkeit. Alle diese Tugenden unterscheiden sich von jenem Fehler nur dadurch, daß die Festigkeit bei ihnen von Einsicht und Wahrheit begleitet sind, und daß der Starrsinn ohne Einsicht der Wahrheit handelt. Da aber die Einsicht eigentlich keine Triebfeder ist, so beruht die Tugend hauptsächlich auf jener

Festigkeit des Charakters, welche einigermassen eine physische Anlage des Körpers und der Seele ist.

Ohne Eigenheit ist der Mensch gar nichts — eine Gliederpuppe, welche Jedermann nach Belieben zupft, und die man Sprünge machen läßt, wie man will, die aber von selbst nicht die geringste Bewegung macht.

Ohne Festigkeit würden die Menschen niemals anders, als nach Laune und Einfalt, handeln — nach eigner oder nach fremder. Es würde kein Plan und kein Zusammenhang in ihrem Thun und Lassen, keine Einheit in ihrem Charakter seyn.

XVI. Kapitel.

Beschluß von dem moralischen Uebel.

Also hat das moralische Uebel in der Welt seinen großen Nutzen; ohne dasselbe würde es um die Menschheit sehr mittelmäßig stehen. Man hat die Sünde lange Zeit von Adams Fall hergeleitet. — In dieser Lehre war wenig Philosophie, wenig Kenntniß des Menschen. Wenn es aber wäre, daß durch den Fall Adams die Sünde in die Welt gekommen

wäre —

wäre — nicht weil sie die erste, sondern weil sie die einzige Quelle alles moralischen Verderbens war — so könnte man sagen, daß der Fall Adams das größte Glük war, welches dem Menschen wiederfahren konnte.

Man hat dem Teufel jenen ersten Fall zugeschrieben — wahrlich, man hat ihm dadurch viel Ehre erzeigt. Wenn er klug war, und aus Neid den Menschen nicht zur Aehnlichkeit mit **den Göttern** gelangen lassen wollte, mußte er sich hüten, den Menschen zu verführen. Seine Bosheit ist ihm sehr übel gelungen; denn dadurch, daß er Sünde und Leiden in die Welt gebracht, hat er gerade das selbst gethan, wovor er sich so sehr fürchtete; er hat den Menschen zu der Weisheit und Glükseligkeit der **Götter** erhoben.

Weg mit solchen unweisen Lehren! Der Schöpfer wollte sein geliebtes Geschöpf zu seinem **Ebenbild** erheben, **mit Ehre und Würde wollte er den Menschen krönen.** Der Weg zu dieser Würde war schwer, ging durch rauhe, unwegsame, krumme Pfade, wo oft Finsterniß herrschte, und Dornen den Weg versperrten. Oft weiß der Mensch nicht, wo er ist, wo er hingeht, wie er aus dem Labyrinthe heraus will — Aber sein Schöpfer

führt ihn — er darf nur immer mit Muth gehen, er wird das Ziel schon erreichen.

Ich kann diesen Abschnitt nicht besser beschließen, als mit Anführung einiger Stellen aus der Fabel der Bienen. Sie sind merkwürdig.

*) „Die ruchlosesten, sagt Mandeville, „thaten immer etwas fürs allgemeine Beste.

„Ich zweifle nicht, daß viele diesen Satz „als ein ganz widersinniges Paradoxon be„trachten. Welchen Nutzen, wird man fra„gen, erhält das gemeine Wesen von den Räu„bern, welche die Reisenden ausplündern, „und in die Häuser einbrechen?

Darauf antwortet der Verfasser, daß die Räuber uns gelehrt haben, manches Kunstwerk zu machen — Gewiß haben sie uns gelehrt, feste Häuser zu bauen, Mauern, Riegel und Schlösser zu machen. Die Habsucht, in Verbindung mit Ungerechtigkeit, hat gelehrt, die Gründe der Rechte und ihre Schranken zu untersuchen und zu bestimmen; und so haben sie einen großen Theil der Moral und der Gesetzkunde

*) Fabel von den Bienen, 1. B. Anmerkung S.

setzkunde gebohren. Der Mensch aber, der Rechte kennt, gründet, bestimmt und durch Gesetze sichert, wenn er auch solche zuweilen übertritt, ist doch wohl größer und edler, als der, der keine Gesetze übertritt; weil er von keinen Gesetzen weiß, weil er keine Kraft und keinen Reiz zur Uebertretung hat.

Ist der Feuerländer denn besser, als wir? Er stielt nicht — nicht daß er tugendhafter wäre; nein, er hat und sieht nichts, was der Mühe des Stehlens werth sey. Er ist nicht lasterhaft, weil er kein Verbrechen begehen kann. Wer will in den Tarterhorden, bei Eselsmilch, die Nüchternheit rühmen? Es gibt ja dort kein berauschendes Getränk; was Wunder, daß man keinen Betrunkenen sieht?

Gerade weil nichts bei den Hottentotten und Feuerländern zu stehlen ist, wissen diese Völker nicht zu bauen, nicht ihre Wohnungen zu verschließen. Weil sie nicht lasterhaft seyn können, sind sie dumm, ungesittet.

„Der Pöbel, der wenig Einsicht und die „Verkettung der Ursachen und Wirkungen „nicht gewahr wird, kann selten mehr, als „das einzelne Ding, das er vor Augen hat, „fassen. Diejenigen aber, welche mehr

„Scharf=

„Scharfsinn besitzen, wenn sie sich die Mühe
„geben wollen, weiter hinzusehen, und auf
„die Folge und Verbindung der Begebenheit
„zu merken, können **allenthalben das**
„**Gute aus dem Bösen entstehen**
„**sehen.** „

*) „Ueberall ist sich die menschliche Natur
„gleich. Durchgängig bemerken wir, daß
„das Genie, der Verstand, die Beurthei-
„lungskraft, durch Fleiß und Uebung gebildet
„werden. Daraus folgt, daß die Kräfte der
„Seele eben so gut durch die schreklichsten
„Verbrechen, als durch Industrie, und durch
„die vortreflichste Tugendübung gebildet wer-
„den — „

Ein Unterschied ist hier zu machen. Nemlich, daß die Kräfte, die eben so gut erhöht werden, eine schiefe Richtung bekommen. Uebrigens aber geht die Bildung vor sich — Denn man braucht zur Ausübung des Lasters und Begehen der Verbrechen, wenn es gelingen soll, noch mehr Feinheit, Verschlagenheit und Vorsicht, als bei der Uebung der Tugend. Der Lasterhafte muß seine Ehre retten, wenn

*) ibid. 2. B. S. 60. in der Abhandl. von Freischulen.

wenn er nicht das verworfenste Geschöpf ist; er muß sich verbergen, den Schein meiden, einen zufälligen Schein anzunehmen wissen. Wenn er Gehülfen braucht, muß er diese zu unterscheiden und zu seinem Zwek zu führen wissen; was wahrlich nicht leicht ist. Der Verbrecher muß sich den Augen der Menschen, und den Strafen der Obrigkeit entziehen, Mittel ersinnen, Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, oder überwinden. — Der Muth, die Besonnenheit, dürfen ihn keinen Augenblik verlassen. Welchen Kopf, welches Herz mußte ein Cartouche haben! Und jener — einige Räuber waren ergriffen worden. Es war zu der Zeit der Barbarei, da man noch glaubte, mit der Tortur die Wahrheit aus dem Herzen der Menschen zu reissen. Einige Räuber waren schon gefoltert worden, und hatten nichts bekannt. Es spricht jemand — Den mit der rothen Müze muß man vornehmen — Der Anführer der Bande hatte an der Thür gehorcht, und hört diese letzten Worte. — Geschwind schleicht er sich in die Gerichtsstube, nimmt jenem behende die rothe Müze ab, sezt sich solche auf, und läßt sich statt des Andern foltern, weil er jenem die Standhaftigkeit nicht zutraute, daß er unter den Schmerzen die Geheimnisse der Rotte verschweigen konnte.

Man

Man gebe solchem Muthe nur eine andre Richtung — wird er nicht Großmuth, Stärke der Seele, heißen?

Sollten solche Menschen, welche große Verbrechen begehen, wohl etwas anders seyn, als Menschen, die nicht an ihrem Orte sind, deren Sphäre für ihre Kräfte zu eng ist? Ich wage es nicht, darauf zu antworten; mir deucht aber, daß, wenn man solche Menschen auf ein Theater erhöbe, das ihrer würdig wäre, Heldentugenden die Stellen der Verbrechen nehmen würden; denn sie behalten doch immer gegen ihre Verbrechen einigen Widerwillen; gewiß, wenn sie ihre Kräfte an edeln Thaten versuchen dürften, würden sie die schändlichen lassen.

Wenn das ist, so kann man sagen, daß ihr Unglük das Werk des Geschikkes ist, welches sie versetzt hat — Eine schiklichere Lage wird sie sogleich veredeln.

„ — Es gibt unter den Menschen keinen „Stand, wo Ehrliebe, Nacheiferung und „Ruhmbegierde nicht statt haben könnten. „Ein junger Schelm, welcher seines Anklägers spottet, und seinem alten Richter mit Ge„schiklichkeit schmeichelt, um für unschuldig

„erklärt

„erklärt zu werden, wird von seines Gleichen und „von der ganzen Rotte bewundert. Die Schelme „haben eben die Leidenschaften, welche andere „Menschen beleben. Sie wissen einander zu schä- „tzen; sie haben ihre Gesetze der Ehre; sie machen „sichs zur Pflicht, einander treu zu seyn; sie ach- „ten sich unter einander nach Maaßgabe der Ta- „pferkeit, der Unerschrokkenheit und der andern „muthigen Eigenschaften, die sie beweisen, „eben sowohl, als diejenigen, welche ein ehren- „volles Gewerbe treiben. Bei kühnen Unter- „nehmen feuert die Eitelkeit den Beutelschnei- „der nicht weniger an, als die Ehrliebe den „Soldaten, der für das Vaterland streitet. „

*) „Jederzeit haben sich die Menschen be- „fleißigt, neue Mittel zur Befriedigung ihrer „Begierden zu suchen und zu erfinden, und „aus ihren Schwachheiten den bestmöglichen „Vortheil zu ziehen. Woher haben wir die „ersten Anfangsgründe der Baukunst bekom- „men? Wodurch sind die Mahlerei- und Bild- „hauerkunst zu dem Grad der Vollkommenheit „gelangt, auf welchen sie seit mehreren Jahr- „hunderten erhoben worden sind? Wer hat „endlich die verschiedenen Völker, die mannig- „faltigen

*) Fabel v. d. Bienen, 3. B. S. 171.

„faltigen Sprachen, die man auf der Erde „antrift, gelehrt? Wenn ich den Ursprung ei= „nes Lehrsatzes, oder einer politischen Erfin= „dung zum Behuf des gemeinen Bestens unter= „suchen will, so zerbreche ich mir den Kopf „nicht, die Zeit und den Ort zu entdekken, wo „man zum erstenmal davon gesprochen hat" — Das ist auch in der That von sehr geringem Nutzen — „Darum bekümmere ich mich „auch nicht, was andere davon gesagt oder ge= „schrieben haben; sondern ich gehe gerade zur „Quelle, und suche diese Quelle in der Natur „selbst, in den Schwachheiten und Fehlern „der Menschen. Da sehe ich, welchen „Schwachheiten man abzuhelfen, welche Be= „dürfnisse man durch diese Erfindung zu be= „friedigen gesucht hat."

II. Theil.

Alles Gute entsteht aus dem Uebel.

In dem ersten Theile habe ich zu zeigen gesucht, daß das Uebel Gutes erzeugt. Ich hoffe, daß kein Zweifel daran übrig ist.

Dies ist nun freilich schon mehrmals gesagt worden; in einem solchen Werke aber konnte ich das schon mehrmals Gesagte, das hierher gehört, nicht übergehen.

Nun bleiben mir noch zwei Sätze zu beweisen; nehmlich

α) Das alles Uebel Nutzen stiftet, und daß dieser Nutzen die Absicht alles Uebels ist.

β) Daß ohne Uebel — moralisches sowohl als physisches — gar kein Gutes statt finden könnte.

Auch zum Beweise dieser Sätze soll es nicht an höchstwahrscheinlichen Gründen fehlen. Eine mäßige Aufmerksamkeit wird solche leicht entdekken.

Lieber Leser — ich sage: Wahrscheinlichkeiten, nicht Demonstrationen — Die

Prahlerei mit Demonstrationen steht uns Menschenkindern sehr übel an. Wir müssen, wenn wir nicht den Charlatan spielen wollen, nicht leicht Demonstrationen versprechen; denn wir möchten selten Wort halten können. Wenn wir aber hohe Wahrscheinlichkeit für uns, ohne wichtige Vermuthungen wider uns, haben, so können wir uns beruhigen.

I. Abschnitt.

Alles Uebel hat Gutes zur Absicht und hat seinen Nutzen.

I. Kapitel.

Alles Uebel hat Gutes zur Absicht.

Ich will hier nicht von der Weisheit und Güte des Schöpfers ausgehen, um zu beweisen, daß alles Uebel nicht als Absicht und Endzwek, sondern nur als Mittel, und zwar zur Beförderung des Guten, statt findet. Ich könnte es, weil ich keine Theodicee, keine Rechtfertigung Gottes, zu schreiben verlange. Ich glaube aber den Leser noch leichter zu überzeugen, wenn ich bei der Beobachtung der Natur bleibe, und daraus Beweise hernehme.

1. Artikel. Eine Vorerinnerung.

Wenn ich sage: Alles Uebel; so verstehe ich nicht damit jedes individuelle Uebel. Ich will es nicht auf mich nehmen, einem jeden Klagenden zu zeigen, wozu er dieses oder jenes leidet; warum Dieser Zahnweh, der Andre das Podagra hat, warum Dieser kränklich, und Jener arm ist, warum ein Vater einen hoffnungsvollen Sohn, und die Braut ihren Geliebten verliert. Dies wäre über meine Kräfte.

Daraus folgt nicht, daß nicht jedes individuelle Leiden der Menschen eine wohlthätige Absicht hat, und solche Absicht erreicht — Es ist möglich, daß jedes einzelne Uebel seine vortreflichen Wirkungen thut, und daß wir solche nur nicht sehen. Wer kann alles sehen, alle Ursachen, die zu einer nützlichen Wirkung beitragen, entdecken; alle Wirkungen, die aus einer Ursach fließen, herzählen? Wer kann die unendliche Verkettung der Dinge übersehen? Gewiß nur Der, der diese Dinge so wunderbar verkettete.

Meine Behauptung geht also nur auf das Allgemeine, auf die Arten. Von diesen sage ich, daß keine ohne gute Absicht ist.

Wenn man nur ein wenig aufmerksam auf die Natur und auf den Menschen ist, so wird man bald gewahr, daß alle Anlagen in beiden immer auf das Gute gerichtet sind. Nicht allein in die Ursachen der Zerrüttung in der Natur, als Stürme und Feuerausbrüche, haben nützliche Absichten, und, zum Endzwek, die Erhaltung und den Wohlstand des Ganzen; sondern auch das moralische Uebel, oder vielmehr die Quelle dieses so verschrieenen Uebels, sind lauter Anlagen, welche, recht gelenkt, die Vortreflichkeit und das Wohl des Menschen zum Zwek haben.

Das Uebel in der ganzen Schöpfung ist nichts anders, als unangenehme Symptomen der Verirrung nützlicher und vortreflicher Kräfte; ohngefehr wie die Plethora die Beschwerde eines saftreichen Körpers ist. Man zeige mir in der Welt und in dem Menschen eine einzige Kraft, von welcher man sagen könnte, daß ihre Bestimmung, ihr letzter Zwek, ihr innres Wesen — Uebel sey.

2. Artikel. Alles Uebel hat Gutes zur Absicht.

Alles Uebel in der Welt hat also Gutes zur Absicht und zum letzten Zwek. Nichts ist

in

in der ganzen Schöpfung, wovon man sagen könnte, es ist da, um Schaden anzurichten.

Wenn Weisheit und Güte in der Einrichtung der Welt statt finden, woher sollte denn das wesentliche Uebel herkommen? Weisheit und Güte sind mit dem Uebel — als Endzwek, als letzte Absicht betrachtet — in Widerspruch.

Daraus folgt nun unwidersprechlich, daß das Uebel

1) Entweder, eine Nebennothwendigkeit — oder
2) Ein unreifes Gut,
3) Oder aber ein Mittel zum Guten ist.

Wenn wir nun das Uebel betrachten, so werden wir finden, daß es sich damit gerade so verhält, wie wir es vermuthet haben.

1) Das Uebel ist eine Nothwendigkeit.

Vieles Uebel in der Welt ist weiter nichts, als eine unabsichtliche Nothwendigkeit, welche nicht vermieden werden kann, sobald ein gewisses Gut erreicht werden soll.

Z. B. wenn der menschliche Körper Sinne haben und Eindrükke empfangen sollte, so war es gar nicht möglich, ihn gegen harte Ein-

drükke, welche Schmerzen erzeugen — nicht weil diese Eindrükke an sich übel, sondern, weil sie hart sind — unempfindlich zu machen. Sollte er die angenehme Wärme des Mayes empfinden, so mußte er auch die brennende Hitze des Augusts, und die Glut eines Schmelzofens fühlen. Das ist unstreitig. So mit allem, was Schmerz und Schaden erzeugt. Doch — davon hab' ich schon in den ersten Bänden geredet.

2) Das Uebel ist ein unreifes Gut.

Ein andrer, und vermuthlich der größte Theil des Uebels in der Schöpfung, ist zwar voll Uebel, aber darum noch kein Endübel; manches mag gut seyn; nur noch ein unvollkommnes Gut, ein Gut, das noch nicht zu seiner Reife gelangt ist.

Wer wird sichs unterstehen, ein Gemälde nach den ersten hingeworfenen Zügen der Skize zu beurtheilen? Wer wird, ohne sich als einen Unwissenden dem Gelächter auszusetzen, ein musikalisches Stük verdammen, wenn er nur einen Griff gehört, und in diesem Griffe eine Dissonanz gefunden hat? Wenn wir in den wüsten Afrika's einen uns unbekannten Baum finden, würden wir uns wohl

wohl unterstehen, sogleich zu sprechen — der Baum ist unnütz, denn er hat keine Frucht — oder — seine Früchte taugen nichts, denn ich finde sie ohne Geschmak? Nicht wahr, wir würden es abwarten, ob der Baum nicht etwa in einer andern Jahrszeit Früchte tragen wird; ob vielleicht seine Früchte nicht durch die Reife einen edlen Saft bekommen werden? Das wäre vernünftig, und jene übereilte Urtheile wären albern.

Wir sehen von der Welt — **nichts, als, unreife Keime;** es hat noch nichts seine Vollendung erreicht. Was jetzt so mangelhaft, so übel beschaffen, scheint, ist — vielleicht — nur ein Keim; und ein Keim hat weder Vollendung noch Vollkommenheit; er kann sie nicht haben — Es ist — vielleicht — der Keim der edelsten Frucht — nur müssen wir abwarten, daß die Frucht ihre Reife erlange.

Sehet euch in der Natur um, ihr, die ihr über das Uebel in der Welt so bitterlich klaget, und sprechet —: Wenn ein Gott ist, woher das Uebel? *) Ueberall werdet ihr bemerken können, daß die vortreflichsten Dinge

*) Si Deus est, unde malum?

vor ihrer Vollendung das schlechteste und mangelhafteste Ansehen haben, und daß die Keime, die in ihrem Embryonen=Zustand so vollkommen scheinen, niemals über diesen Zustand der Unvollkommenheit sich erheben, und höchstens dürftige Früchte bringen.

Indeß, daß der wässrichte und hohle Kürbis mächtig treibet, fast bei seiner Geburt schon eine ungewöhnliche Größe zeigt, durch seinen schnellen Wachsthum Kraft und reiche Früchte verspricht — ist die edle Eiche bei ihrer Geburt klein, steht kümmerlich, wächst äußerst langsam, und bringt viele Jahre als ein niedriges Gesträuch zu.

Ein Dornstrauch prangt mit glänzenden Rosen, die Tulpe prahlt mit Kelch und Farben — allein, hiermit haben sie ihre ganze Vollkommenheit erschöpft; diese trägt nur eine unnütze stinkende Zwiebel, und jene gar nichts. Das Korn, die Kraft des Menschen, und der Wein, die Freude der Gastmähler, sind in ihrem Embryonen=Stand unansehnlich — Wer nach dem Ansehen urtheilt, wird sich von ihnen nichts versprechen.

Und der Mensch — ? Er ist doch unstreitig das edelste Geschöpf auf Erden. — Wie

ist

ist seine Kindheit, sein Embryonen-Stand? Fast alle Thiere sind bei der Geburt, oder bald nachher, vollkommen. Mit Waffen, und angebornen Künsten ausgerüstet, können sie sehr bald die Hülfe der Alten entbehren — Der Mensch muß sich mühsam durch eine lange Kindheit durchschleppen. Lange Zeit fehlt ihm alles, was zu seiner Erhaltung nothwendig ist; lange Zeit muß er auf die Hülfe anderer warten und von Almosen leben.

Keine Waffen, wenig angeborne Künste; erbarmten sich die Eltern seiner nicht, so müßte er bald umkommen. Er verspricht wahrlich nicht, der Herr und Herrscher der Erde zu werden! Dies würde man viel eher dem jungen Löwen zuschreiben. Seine äußere Bildung ist so unvollkommen, als seine Kräfte alle. Aufs höchste hat sie ein gefälliges Ansehen; dikke Gliedmaßen, ohne Kraft, ohne Beweglichkeit, ein ungestalteter Kopf, der mit dem übrigen Körper in keinem Verhältniß stehet. Die ganze Gestalt ist schwerfällig. So ist der Mensch, ehe er seine späte Reife erlangt.

Allein — das so früh vollkommene Thier kommt nun auch nicht weiter. Seine Bildung, seine Kunst, haben ihr letztes Ziel erreicht. Die frühe Vollkommenheit verhin-

dert jede fernere Vollkommenheit, die es erreichen könnte. Der Mensch allein schwingt sich zu einer unbestimmbaren Vollkommenheit hinauf — er wächst immer fort.

Kinder, die zu früh einen vollkommnen verhältnißmäßigen Bau haben, werden nicht groß, nicht stark, und wenige leben lange. Kinder, die geschwind in die Höhe schießen, sind schwach, kränklich. Sie sind zu früh vollkommen, darum werden sie nimmermehr vollkommen werden.

Kinder, die zu früh Verstand zeigen, und vornemlich glänzenden Verstand, werden nimmermehr verständig — weil sie es vor der Zeit waren.

Wir können also als einen ausgemachten Grundsatz annehmen, daß

Alles, was sehr früh vollkommen ist, niemals sehr vollkommen wird.

Wenn das wahr ist, so können wir auch annehmen, daß

Der Keim der Vollkommenheit unvollkommen seyn muß.

Dieser Satz fließt nothwendig aus dem vorherigen. Denn, wenn die Vollkommenheit

heit des Keims die Vollkommenheit der Reife verhindert, so folgt nothwendig, daß die Vollkommenheit im Keime sehr unvollkommen in unsern Augen seyn muß.

Auch im Moralischen ist dieses auffallend wahr — in meinen pädagogischen Schriften hab' ich dieses bemerkt — was einst Festigkeit und Mannessinn seyn wird, ist jetzt bei dem Kinde Eigensinn. Das künftige tiefe Nachdenken ist anscheinende Stumpfheit. Vielleicht gilt dies von allen künftigen Tugenden — in ihrem Keime müssen sie einen Anstrich von Fehlerhaftigkeit haben.

Nun aber ist der jetzige Zustand der Welt die Kindheit derselben für uns — was wir seyn werden, sagt Johannes, ist noch nicht offenbar worden — es wird erst offenbar werden.

Dies sey unser Trost, wenn wir an das moralische, das größte Uebel in der Welt denken. Wer weiß, was einst in dem Stand der Reife diese fehlerhaften Keime seyn werden, die uns jetzt, an uns selbst, so sehr demüthigen, und an den andern so beschwerlich fallen? Jetzt, für den augenbliklichen Zustand, sind sie Fehler, Laster — dereinst werden sie

vielleicht zu Tugenden erwachsen. Wäre es nicht philosophische Genauigkeit — bald hätte ich, Aengstlichkeit, gesagt, — so würde ich das, vielleicht, weglassen. Gewiß wird der allweise und allgütige Gott, der diese wunderbare Welt zu schaffen wußte, alle seine Geschöpfe zu ihrer Vollkommenheit zu führen wissen. Davon sehen wir schon in diesem Embryonen-Stand deutliche Spuren. Anfänglich ist der Mensch sinnlich — die Sinnlichkeit erhebt sich zur moralischen Leidenschaft. — Die Leidenschaft erzeugt Thätigkeit, und dann steigt der Mensch stufenweise zur Vernunft, wenn einmal durch Leidenschaften die Kräfte gewekt und die Vernunft gebildet worden ist.

Nehmet ihm die Sinnlichkeit — diesen so unvollkommnen Keim — so wird die Vernunft niemals reifen. Auf dieser Stufenleiter führt uns der Schöpfer von der groben Thierheit zur Geistigkeit, von der Sinnlichkeit zur Vernunft.

Sollte wohl in der Welt und in den Menschen irgend ein Uebel seyn, das nicht der Keim einer künftigen Vollkommenheit wäre? Eine schöne Vermuthung, und fast mehr als Vermuthung!

3) Das

3) Das Uebel ist ein Mittel zum Guten.

Diesen Satz auszuführen, ist dies ganze Buch bestimmt.

Diese drei Gesichtspunkte, worunter ich das Uebel betrachte, erschöpfen gewiß den ganzen Gegenstand; es sollte wohl, meines Ermessens, schwer seyn, irgend ein Uebel zu finden, welches nicht unter eine dieser drei Klassen gebracht werden könnte. Und diese Betrachtung muß den Vernünftigen, der keine Unmöglichkeiten fodert, beruhigen.

Erfreuen wird das Uebel den Vernünftigen, wenn er einsieht, daß der Schöpfer das Uebel, das durchaus nicht vermieden werden konnte, welches selbst Allmacht und Allwissenheit nicht abzuwenden vermochten, zu hohen und glüklichen Zwekken zu brauchen wußte.

Es ist eine von den erhabensten Betrachtungen über die Natur, wenn man nachdenkt, wie der Schöpfer überall mehr als einen Zwek zusammen zu erhalten und zu erreichen wußte; wie Er manches Hinderniß, manche anscheinende Unvollkommenheit, manches unabänderliche Uebel, zur Beförderung seiner Absichten,

ten, zur Veredlung seiner Werke, zur Beseligung seiner Menschen lenkte.

Wenn man nun noch bedenket, daß alle diese Vorkehrungen auf allgemeinen, unabänderlichen Gesetzen beruhen, durch Millionen Combinationen, durch unzählige sich durchkreuzende Verhältnisse, durchgeführt sind — dann verstummt der Mund, das Herz erhebt sich, der Geist staunt, er kann keinen Gedanken recht fassen, noch fest halten.

Wenn man noch annehmen könnte, daß die göttliche Regierung in einzelnen, beständig auf einander folgenden, Akten bestände — ! Man stelle sich aber vor, daß Gott dies alles von Ewigkeit her mit aller Gewißheit calculirte, sah, ordnete, und daß nun alles vor sich geht, wie Er es verordnete — Wie groß ist da der Vater aller dieser Wesen!

Wie ist es möglich, eine allmächtige Hand in dem Bau der Welt, und eine unendliche Weisheit und Güte in der Regierung der Wesen zu verkennen? Wie konnten Epikur und Sextus Empirikus sprechen: das Auge wurde nicht in der Absicht gemacht, daß die Menschen sehen sollten: sondern die Menschen sahen, weil es sich zutrug, daß sie Augen hatten?

ten? — Wenn es so ist, wahrlich! so ist das Ungefehr viel wunderbarer noch, als eine unendliche und allmächtige Weisheit. Ja in dem Systeme der Gottesläugner ist mehr Wunderbares, als in der Lehre der Deisten; ich wüßte nicht, welche geheime Lehre ich in Ansehung der Schwierigkeit mit dem Atheismus vergleichen könnte.

II. Kapitel.

Alles Uebel bewirkt Gutes.

Das Uebel hat nicht allein Gutes zur Absicht, es erreicht nicht allein diesen Zwek zuweilen, sondern es erreicht solchen immer.

In dieser Betrachtung begehen wir mehrentheils einen doppelten Fehler; wir verlangen von jedem Uebel insbesondre Rechenschaft, und wollen von jedem unserer Leiden einen Nutzen sehen. Wir setzen die Bestimmung und das Glük des Menschen in gewisse Dinge, die vielleicht nur zum Theil, und vielleicht gar nicht, dazu gehören. Und wenn wir denn unsere Vorstellungen nicht realisirt finden, dann tadeln wir, und sprechen Verdammungsurtheile.

1. Ar:

1. Artikel. Erster Irrthum in der Schäzzung des Nutzens, das aus dem Uebel entsteht.

Wir wollen aus jedem Uebel Nutzen sehen.

Ich habe schon gesagt, daß ich nur von den Gattungen spreche, daß es unmöglich ist, von jedem einzelnen Ungemach Rechenschaft zu geben. In der That, wie kann man berechnen und zeigen, was in der Erziehung eines Kindes, jede Strafe, jeder Verweis, jeder Ruthenstreich, jedes Wort, zu seiner Bildung beigetragen hat? Eben so ist es unmöglich, o Mensch! dir zu sagen, was jeder Schmerz, den du empfindest, für Wirkung auf dich thut, und wie viel er zu deiner Bildung bewirket?

Ferner glaubt man, weil man Bildung erhalten hat, ohne sich der Art, wie man dazu gekommen ist, bewußt zu seyn, daß man, ohne Uebel, sich eben so gut bilden würde. Wie haben die Schmerzen beim Durchbruch der Zähne, oder das Bauchgrimmen in den ersten Tagen seines Lebens bei dem Kinde die Aufmerksamkeit gewekt, und die Gefühle erregt? Wir werden fernerhin sehen, ob sie wirklich überflüßig waren; oder ob sie nicht die ersten Reize zur Bildung abgaben.

Noch

Noch mehr — man setzt die Bildung des Menschen nur in den höhern Graden der Bildung. Man stellt sich vor, nur die geübteren, nur die Gelehrten, nur die, welche lesen können, seyn zum Gebrauche der Vernunft gelanget. Aber nein; auch der Hottentotte und Feuerländer haben Entwikkelung erhalten. Man muß die Bildung des Menschen rechnen, nicht von da an, wo sich der Mensch über den Menschen erhebt; sondern von da an, wo der Mensch sich vom Thiere auszuzeichnen anfängt.

Wer wills auf sich nehmen, uns zu zeigen, was zur Bildung eines Hottentotten oder eines Feuerländers gehört?

Ein großer Irrthum und ein schädliches Uebel ist es in den Berechnungen, die der Mensch anstellt, daß er niemals die ganze Masse umfaßt, sondern bloß bei dem Ueberschuß des einen vor dem andern stehen bleibt. Was ihm mit Allem Gewinn ist, rechnet er jederzeit von seinem Vortheil und seiner Glükseligkeit ab. Was Wunder, daß er oftmals so wenig und fast gar nichts herausbringt!

---

2. Artikel. Zweiter Irrthum in der Schäzzung des Nutzens, der aus dem Uebel entsteht.

Die Bestimmung und die Glükseligkeit des Menschen werden vermuthlich unrecht beurtheilt.

Die mehresten Menschen — die sich über die Sinne nicht leicht zu erheben wissen — machen sich von der künftigen Bestimmung des Menschen und seiner Glükseligkeit solche Begriffe, die schwerlich mit der Wahrheit übereinkommen. Die mehresten bilden sich ihren Begrif aus dem, was ihnen vor die Sinne kommt, aus ihren Gefühlen, Begierden und Leidenschaften, aus den Gebräuchen und Vorurtheilen des Volkes, zu welchem sie gehören. Hier sind Kampfspiele, Schweinsbraten und Meth; dort schöne Mädchen, anderswo Thronen und königlicher Schmuk, Müßiggang und Musik. Der Philosoph, welcher gern meditirt, sezt sein Glük in Meditationen, und der Ascetiker, in Anschauung.

Es ist richtig, daß es zwischen der Bestimmung des Menschen und seinem Glük einerseits, und dem jetzigen Leben andrerseits, eine

eine gewisse Aehnlichkeit und Harmonie geben muß. Sonst würde dies Leben für die Bestimmung des Menschen unnütz seyn. Worin aber wird diese Aehnlichkeit bestehen? Das ist schwer zu errathen. Von dem Leibe, den wir hier lassen, kann sie nicht genommen werden. Allein — was gehört dem Leibe, und was der Seele? Wie viel trägt der Leib zu den höheren Wirkungen der Seele bei? Sind die Gefühle und Leidenschaften blos in dem Körper, oder in Körper und Seele? Ist das Gedächtniß körperlich? und hundert andre Fragen, die man hier aufwerfen kann. Diese müßten beantwortet werden, ehe man von der Bestimmung des Menschen etwas sagen könnte. Die blos geistigen Kräfte der Seele — wenn es welche gibt, die blos geistig sind — wie viele Anwendungen können sie leiden? Wie mannigfaltig sind sie? In dem Gebrauche der Vernunft freilich wird — ein Theil — der Glükseligkeit und der Bestimmung des Menschen bestehen. Aber was nennen wir Vernunft, Verstand? Die entwikkelten Kräfte des Gelehrten, des Europäers? Das dächte ich nicht; denn sonst erreichte nicht der zehnte Theil der Menschen seine Bestimmung. Ihr Erleuchtetern, soll denn für euch allein Glükseligkeit seyn? Wollt ihr alle andre Menschen

ausschließen? Gern will ich euch eine vorzügliche Bestimmung zugestehen; weil auch ich zu den eurigen zu gehören glaube, und mir gern einen hohen Grad von Glükseligkeit wünsche. Bedenkt aber, daß es noch tausend Millionen Menschen gibt, die an diesem höheren Grad der Glükseligkeit keinen Antheil nehmen können. Für diese hat der Vater der Menschen doch auch gesorgt! — Also muß die Bestimmung der Menschen und ihre Glükseligkeit nicht in dem überschwenglichen Grade von Cultur bestehen.

Gott erreicht gewiß seine Absichten — diese Absichten erstrekken sich über den stumpfen Feuerländer, über den rohen Samogeden, über den ungebildeten Menschenkeim, der als Embryo dahin welkt, eben sowohl, als über den Philosophen. Also ist Gottes Absicht durch alle diese Grade der Menschheit erreichbar; also besteht sie nicht ausschließlich in einer vorzüglichen Bildung. Worin besteht sie denn —? Das weiß ich nicht — und weil ich es nicht weiß, sollte Gott keine haben?

Diese Betrachtung, die gegründet ist — oder es ist keine in der Welt gegründet — erspart mir den Einwurf, den man von den Völ-

kern und Menschenclassen hernehmen könnte, welche, ohnerachtet sie viele Leiden und Noth haben, dennoch wenig Bildung erreichen. Wenn man mich frägt, wozu helfen diesem Volke, diesem Menschen, seine Beschwerden, seine Leiden? so antworte ich — zur Erreichung der Absichten, die Gott zu der Glükseligkeit dieser Menschen hat. Und wer will mir dieses abläugnen?

Wenn man die Bestimmungen des Menschen durch Täuschung in falschen Dingen gesezt hat, dann ists kein Wunder, daß man nicht sehen kann, wie dies oder jenes Leiden, oder das Uebel überhaupt, dazu beiträgt.

II. Abschnitt.

Uebersicht der Leiden der Menschen, in Vergleichung mit den Leiden anderer Geschöpfe.

Nach jenen Bestimmungen der Frage und Vorerinnerungen schreite ich nunmehr zu der Betrachtung der Leiden, welche dem Menschen eigen sind.

I. Kapitel.

Der Mensch hat mehr Leiden, als irgend ein andres Geschöpf.

Der Mensch hat in der That unendlich mehr Leiden, als alle seine Nebengeschöpfe auf Erden. Ich übergehe die Geburtsschmerzen, die lange hülflose Kindheit, die Schmerzen, welche das zarte Alter der Menschen begleiten — dies alles will ich nicht in Anschlag bringen.

Allein, wo ist das Thier auf Erden, das so vielen Krankheiten unterworfen ist, als der Mensch? Die Thiere wissen fast von Krankheiten nichts, wenigstens sind ihre Leiden von sehr geringer Bedeutung — Die letzte Zerrüttung ungerechnet, welche ihren Körper zerstört und ihrem Leben ein Ende macht, haben sie kein eigentliches Krankenlager; sie siechen nicht, wie der Mensch, Wochen und Jahre lang; und wenn ihnen etwas zustößt, so läßt sichs aus ihrer Ruhe vermuthen, daß ihre Schmerzen dabei sehr mäßig seyn müssen.

Man sage nicht, daß der Mensch alle die Leiden verschuldet, die ihm eigen sind. Die Amerikaner und Kaffern leben gewiß der

Natur gemäß; — sie können von ihr nicht abweichen; und doch leiden sie Schmerzen, denen die Thiere nicht unterworfen zu seyn scheinen.

In Amerika wüthete eine fürchterliche Krankheit, welche die Quellen des Lebens vergiftete; im Morgenlande raften die Kinderblattern eine Menge Menschen hinweg, ehe sie die ersten Stufen ihrer Entwikkelung erhalten hatten; beide Krankheiten sind durch unsere Entdekkungsreisen über die ganze Erde verbreitet worden. In Indien herrschen Ruhren und hitzige Fieber; an den Ufern des Senegals werden die Einwohner von fürchterlichen Geschwüren an den Knien, in welchen große Würme entstehn, geplagt. Ueberall hat das menschliche Geschlecht sich durch Krankheiten und Leiden ausgezeichnet.

Dabei hat es noch gegen zwei furchtbare Feinde zu kämpfen, welche alle seine Leiden zu einer fürchterlichen Größe erheben, und sie unaussprechlich vermehren — Uebel, wovon das Thier, selbst bei dem traurigsten Geschikke, nichts weiß. Diese Peiniger des Menschen sind — die Erinnerung des vergangenen Leidens, und die Furcht vor den zukünftigen.

Es ist wahr, daß

Vergangenes Leid muß Wohlseyn fühlen lehren —

Diese gute Wirkung aber thun ertragene Leiden nur alsdann, wenn sie ganz überstanden sind, wenn Wohlseyn darauf folgt. So lange aber die Leiden dauren, oder mit einander abwechseln, verstärkt die Erinnerung der vergangenen die gegenwärtigen Leiden — Es ist, als wenn alle Momente der Leiden in eins zusammengezogen würden, und mit aller ihrer, auf die ganze Dauer vertheilten, Kraft auf jeden Augenblik drükken. Das Thier, wenn es leidet, leidet nur in jedem Augenblik die Schmerzen des Augenbliks — der Mensch leidet in jedem Zeitpunkt die ganze Dauer seiner Leiden.

Wenn die Leiden sich aneinander ketten, dann steigt in die Einbildung des Menschen, die aus den zerstreuten Theilen seines Ungemachs ein schrekliches Ganze aufthürmt, der niederschlagende Gedanke von Unglük. Wenn aber der Mensch sich einmal unglüklich denkt — wozu er sehr geneigt ist — dann ist ihm alles drükkend. Mit einem Wort, das Thier fühlt; der Mensch fühlt und denkt, das Thier

fühlt nur, was ist; der Mensch denkt und fühlt, was ist, was war, und was er sich einbildet.

Noch schreklicher, als die Erinnerung des Vergangenen, ist die Furcht vor der Zukunft. Der Mensch leidet immer schon lange, ehe er wirklich leidet — schon in einer unabsehbaren Ferne sieht der Mensch Unglük und Leiden, die ihn vielleicht nimmermehr treffen werden.

Auf diese Art wird jedes Uebel mächtig vergrößert, das Leiden verlängert, und die Summe des Unglüks unendlich vermehrt. Der Mensch hat auf Erden das übelste Schiksal.

II. Kapitel.

Einige Betrachtungen über die Leiden, welche dem Menschen eigen sind.

Der Mensch ist unstreitig das vornehmste Geschöpf Gottes. Mit den vorzüglichsten Kräften von seinem Schöpfer ausgerüstet, mit den vortreflichsten Wohlthaten beschenkt, mit dem feinsten Gefühl und der größten Empfänglichkeit der Freude und des Glüks begabt, zeichnet er sich unter allen sichtbaren Geschöpfen zu seinem Vortheil aus, und man siehts

ihm an, daß er der Liebling des Schöpfers und der erstgeborne Sohn der Erdenschöpfung ist.

Er ist also nicht der Auswurf der Natur, er ist vom Schöpfer nicht vernachläßiget worden — Noch weniger bildete ihn der Allvater im Zorne. Weg mit den finstern gotteslästerlichen Gedanken — Gott hat die Welt geliebt; und er liebt sie noch eben so, als vorher.

Aber welche anscheinende Widersprüche — der Liebling des Schöpfers und das geplagteste Geschöpf! — Die herrlichsten Gaben von der Natur, und die größten Leiden! — Glükseligkeit und Elend, beides im vorzüglichsten Grade! — der feinste Sinn für Wohlseyn und Genuß, und die lästigste Empfindlichkeit gegen Leiden und Pein! — die häufigsten Veranlassungen zum Leiden, neben den vortreflichsten Geschenken.

Wozu dieser sonderbare Contrast? der Vater der Menschen, mußte bei dieser Einrichtung Absichten haben — und diese Absichten mußten weise und gütig seyn.

Was sollen wir da für Absichten suchen? mögte man sagen. Diese Leiden des Menschen sind nicht nach Absichten entstanden und

geord=

geordnet; sie sind eine natürliche und nothwendige Folge der Constitution des Menschen, sie sind, was wir eine Nebennothwendigkeit genannt haben. *)

Richtig! diese Leiden des Menschen sind eine Nebennothwendigkeit. — Aber der Schöpfer hat solche allgemeine Nebennothwendigkeiten zu lenken, und zu großen Absichten zu brauchen gewußt. Darin ist die göttliche Weisheit unaussprechlich groß, daß er beides, die Nothwendigkeit der Natur und die herrlichsten Absichten, mit einander zu verbinden gewußt hat; so daß, wenn man auf die wirkenden Kräfte sieht, man eingestehen muß, daß es gar nicht anders seyn konnte, und man mögte von aller Untersuchung der Absichten abstehen: wenn man hingegen auf die Wirkungen der Dinge, und auf die Zwekke, welche die Natur erreicht, sein Augenmerk richtet; so möchte man sagen, alle diese Einrichtungen wären ganz frey, ohne allen Zwang der Wesen der Dinge, bloß nach Absichten, geordnet worden. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn ein Beobachter der Natur heute von dem Laufe der Dinge sagte: Er ist nothwendig

*) 2. Theil, 1. Absch. 1. Kap. 2. Art. No. 1.

wendig und unabänderlich — ein Fatum; und morgen: alle Dinge sind nach Maaß und Gewicht auf Absichten calculirt. Beides wäre wahr. Wie unaussprechlich groß ist der Schöpfer!

In einzelnen Dingen mag manches — wenigstens in unsern Augen, und vermuthlich weil wir nichts durchzuschauen vermögen — bloß eine absichtlose und nothwendige Folge der Naturkräfte und der Verkettung der Dinge seyn, aber von ganzen Gattungen, von allgemeinen Kräften und Resultaten ist dieses wohl nicht denkbar: da hat die Nothwendigkeit selbst als Mittel zu höheren Absichten dienen müssen.

Auch haben wir schon gesehen, daß das Uebel viele wohlthätige Wirkungen erzeugt, und wir werden es noch sehen.

Ich erkenne also, daß die vorzüglichen Leiden der Menschen eine nothwendige Folge ihrer edlern Organisation und Beschaffenheit sind. Ich bleibe aber dabei nicht stehen, sondern behaupte, daß sie nach Absichten eingerichtet sind, und zwar wohlthätige Absichten haben müssen; und diese wohlthätigen Absichten suche ich zu erforschen, in der Versicherung, daß mein Glaube mich nicht irren kann.

III. Kapi=

III. Kapitel.

Mit der Veredlung des Menschen wachsen seine Leiden.

Es ist merkwürdig, daß der Mensch, je mehr er an Kräften und Vollkommenheiten zunimmt, desto mehrere Leiden hat.

1) Seine Empfindlichkeit wird größer, je mehr er an Erkenntniß und Gefühl wächst. So lange sein Verstand dunkel, und sein Gefühl stumpf ist, bleibt ihm manches gleichgültig, das ihn hernach häufig quält. Er kennt und sieht etwas besseres, als er besitzt; dadurch wird ihm das, was er hat, gleichgültig; er genießt es nicht und er sehnt sich nach einem grössern Genuß, dessen Entbehrung ihn plagt. Wenn er leidet, so vermehrt sein gebildetes Gefühl seine Leiden; und seine erweiterten Kenntnisse setzen ihn in den Stand, die ganze Größe seiner Leiden zu überschauen, und diese Scharfsichtigkeit hat er nie ungestraft.

2) Durch die Veredlung wird er manchen Bedürfnissen, manchen Eindrükken, bloßgestellt, die ihn in einem Zustande der Rohheit gar nicht rühren würden. Selbst der Körper, als wenn er zu schwach wäre, die

ganze Größe der Seele zu tragen, wird schwächer, empfindlicher, durch die Anstrengung, welche zur Veredlung der Seele erfordert wird. Durch Fleiß und Arbeit kommt der Mensch in den Zustand, daß man ihm, ein berühmter Schriftsteller Deutschlands sagt, eine Seele ansieht, und einen Körper wünscht. Dieser Zustand, so angenehm und wünschenswerth er von der einen Seite immer seyn mag, hat auf der andern seine großen Beschwerden. Der Körper leidet von der Vortreflichkeit der Seele, er erliegt unter ihrer Größe. Das ist das Schiksal der mehrsten, die es sich angelegen seyn lassen, ihre unsterbliche Seele zu veredeln.

3) So wie die Seele sich erweitert, dehnt sie sich außer den Schranken ihres eignen Wesens, über die Menschheit aus; und da eröfnet sie sich eine reiche Quelle von bittern Leiden. Hier plagt sie die Wehmuth über das Schiksal tausend Unglüklicher, dort beunruhigt sie der Schmerz über die Thorheiten und Laster der Menschen. Sie sucht Freundschaft, Liebe, und findet wenig; die Vernunft auf ihrer Seite, scheint gerade Licht genug zu erhalten, um Beschwerden und Ungemach zu sehen, nie aber, um Mittel dawider zu finden. Unwissenheit

und

und Leichtsinn ergreifen den ersten Schein, und erreichen manchmal ihren Zwek; die höhere Vernunft sucht überall Zweifel und Schwierigkeiten, der nachdenkende Mensch schwankt, sucht, findet nichts, und kann sich nie entschließen.

Wir können also als einen ausgemachten Grundsatz annehmen,

„Daß der Mensch immer mehr Leiden hat, je mehr er an Volkommenheit und Größe zunimmt.„

Mir deucht, darin eine ganz vortrefliche Ordnung zu sehen.

Der veredelte Mensch kann mehr, als der ungebildete, vertragen, weil er in seiner Vortreflichkeit einen Ersatz hat, und Mittel finden kann, seinen Zustand zu erleichtern. Der rohe Mensch aber würde durch die Leiden des gebildeten, ohne Ersatz und ohne Mittel sich zu helfen, geplagt werden. Man stelle sich vor, daß der Californier, der Grönländer, der Neger eben so empfindlich gegen Bedürfniß und Schmerz wären, und eben so viele Dinge brauchten, als wir. Sie haben keine Künste zur Zubereitung unsrer Bedürfnisse, zur Lin-

derung unsrer Schmerzen, sie sind der Arbeit nicht, wie wir, gewohnt, so daß sie selbst in einer beschwerlichen Arbeit Vergnügen finden könnten, sie wären doppelt unglüklich. Wir können diese Leiden weit eher ertragen und diesen Bedürfnissen viel leichter abhelfen.

Auf diese Art hat der Mensch nur immer so viel Ungemach zu erdulden, als er vermöge seiner Kräfte tragen kann. Wenn ich auf der andern Seite auf den Zwek sehe, den ich mir bei den Leiden der Menschen vorstelle, finde ich eine eben so wunderbare und fürtrefliche Ordnung.

Gesetzt, daß der Mensch der Leiden bedürfe, um in Thätigkeit gesetzt und erhalten, und zu seiner Veredlung gereizt zu werden, so ist hier wieder die Einrichtung mit dem Zwek vollkommen harmonisch.

Der rohe Mensch hat an den simpeln Bedürfnissen der Natur und an seinen wenigen Schmerzen genug, um ihn in Thätigkeit zu setzen; weil seine Lage ihm die Befriedigung und Erleichterung derselben so schwer macht, daß er fast alle seine Kräfte auf diese Kleinigkeiten verwenden muß. Unsre Leiden und Bedürfnisse wären ihm ein zwekloses Ungemach, weil er ihnen nicht abhelfen könnte; er müßte

ohne

ohne Rettung und Linderung unter der Last erliegen.

Er hat also an diesem geringen Maaße zu seiner Bildung genug.

Wir aber, die wir durch tausenderlei Künste und Vorkehrungen uns die Befriedigung der ersten Naturbedürfnisse, und die Abhelfung der ersten Leiden ungemein erleichtert haben; wir würden in diesen Beschwerden keinen Reiz zur Thätigkeit mehr finden, und wir könnten leicht in Trägheit versinken. Wir brauchen also einen stärkern Sporn — und diesen finden wir in unsern vermehrten Leiden.

Hier sehen wir einen dreifachen Lauf der Dinge, deren Jeder so vollkommen sein Ziel erreicht, als wenn er das einzige Gesetz der Einrichtung gewesen wäre.

1) Die Nothwendigkeit der Natur. Die Veredlung des Menschen muß ihn nothwendig gegen das Uebel sowohl, als gegen das Gute, empfindlicher machen, weil sein Gefühl schärfer, und sein Verstand erleuchteter ist; so daß er das Uebel deutlicher sehen, und tiefer fühlen muß.

Sollte man nicht sagen, daß der Schöpfer, durch die Natur der Dinge gezwungen, es so machen müßte?

2) Das Maaß des Uebels verhält sich nach den Kräften solches zu lindern, abzuwenden, oder zu ertragen. Der Mensch, der mehr Leiden hat, kann auch mehr mildern, verhüten und abwenden, er kann mehreres durch anderweitigen Genuß ersetzen.

Sollte man nicht sagen, daß der Schöpfer hier nur nach den Eingebüngen einer väterlichen Güte die Dinge dermaßen ordnete, daß die Leiden nicht die Kräfte und den Ersatz übersteigen?

3) Die Leiden sind so genau nach dem Bedürfniß ihrer Absicht zur Veredlung des Menschen eingerichtet, daß derjenige, der mehr braucht, um zu seiner Bildung angespornt zu werden, deren auch mehr hat, und daß derjenige, der zu diesem Zwek nur wenig braucht, nicht von überflüßigen Leiden geplagt wird.

Sollte man nicht glauben, daß das einzige Gesetz bei der Anordnung des Uebels eine väterliche Weisheit gewesen ist, welche den Menschen durch Veredlung zur Glükseligkeit führen wollte?

So vortreflich passen die mannigfaltigen Gesetze, nach welchen Gott seine Welt anordnete,

nete, in einander! — Welche Weisheit, die solche so genau zu combiniren wußte!

Wenn es wahr ist, daß die Leiden zur Veredlung des Menschen nothwendig sind, und wenn der Mensch auf der Stuffenleiter der Vollkommenheit niemals still stehen, sondern immer höher steigen soll; so ist es die vortreflichste Einrichtung, daß die Möglichkeit der Leiden mit der Vollkommenheit wächst, damit der Mensch immer neue Reize finde, die ihn nie in Trägheit versinken lassen.

Nach dieser Theorie müssen die Leiden nie eher aufhören, als bis der Mensch selbst thätig geworden, und nach bloßen Einsichten zu handeln gelernt haben wird. Dies mögte nun wohl nicht eher geschehen, als nachdem er von Leidenschaften ganz los, wirklich frey seyn wird.

Bei den Thieren bemerken wir auch, daß die Veredlung die Leiden vermehrt. Diejenigen, die unter der Hand des Menschen eine größere Vollkommenheit erlangen, sind viel schwächer, viel weichlicher als die, welche in den Wildnissen nach den bloßen Gesetzen der Natur leben. Ist dies eine bloße Nebennothwendigkeit, eine absichtlose Folge der Natur

der Dinge? oder sind die Thiere auch einer Veredlung fähig, wozu die Leiden sie erheben müssen?

Es wäre schwer, hierin etwas entscheidendes zu sagen.

III. Abschnitt.

Das Uebel ist zur Bildung des Menschen durchaus nothwendig.

In dem ersten Theile dieses fünften Buches habe ich zu beweisen gesucht, daß das Uebel Gutes erzeugt. — Nun aber könnte man fragen, ob das Gute, die Veredlung des Menschen, nicht ohne Leiden bewirkt werden könnte? Diese Frage will ich in diesem Abschnitt untersuchen, d. h. ich will zeigen, daß das Uebel zur Veredlung des Menschen ganz und gar unentbehrlich ist.

Die Veredlung des Menschen beruht auf folgenden dreien Stükken.

1) Aufmerksamkeit, und dadurch bewirktes Bewußtseyn.

2) Thätigkeit — Thätigkeit ist die Seele der Natur.

3) Mora-

3) Moralität, d. h. Einsicht und Gefühl von Ordnung, Recht, Größe und geistiger Vortreflichkeit.

Alle diese drei Stükke beruhen auf Leiden und Unvollkommenheit.

I. Kapitel.

Aufmerksamkeit und Bewußtseyn können nur durch Leiden und Unvollkommenheit bewirkt werden.

In der Vollkommenheit vereinigen sich alle Theile in ein wohlgeordnetes Ganze, so daß die genau passende Verbindung dem ungeübten Auge nicht erlaubt, Theile von einander zu unterscheiden. Daher kommts, daß uns kein Theil auffallend und merkwürdig wird; daß wir auf keines insbesondre aufmerksam werden, und wir weder die Theile, noch die Vortreflichkeit, des Ganzen bemerken lernen.

Eben so ist es mit unsern Gefühlen. Jeder vollkommnere Zustand fließt in eins zusammen, läßt keine Theile, nichts besonders unterscheiden, wenn das Gefühl nicht schon geübt ist, die Gegenstände und ihre Bestandtheile zu analisiren. Wer also beständig in einem Zustande

vollkommenen Wohlbehagens gelebt hätte, würde glüklich seyn ohne es zu wissen — ungefähr so, wie das Schaaf auf der Weide: oder vielmehr — es würde ihm wohl seyn: glüklich aber wäre er nicht; denn Glük läßt sich ohne Bewußtseyn, ohne Einsicht der Vollkommenheit seines Zustandes, ohne klares Gefühl seines Wohlseyns, nicht denken. Der Genesende ist durch seine Gesundheit glüklich, der Gesunde aber nicht, weil er seine Gesundheit nicht fühlt.

Aus diesen Grundsätzen lassen sich einige ziemlich befremdende Phänomene erklären.

II. Kapitel.

Warum die Menschen immer das Schöne in außerwesentlichen Dingen suchen.

Jene Phänomene sind beide folgende; nemlich:

1) „Die Menschen suchen, wenn sie nicht „durch Kunst gebildet sind, das Schöne im„mer in einzelnen Stükken, in Nebendingen, „in Zierathen, mit einem Worte, in außer„wesentlichem Zusatz.“

2) „Sie setzen ihr Glük ebenfals nicht in „der Vollkommenheit, und dem ebenmäßigen

Ver=

„Verhältniß aller Bestandtheile ihres Zustan-
„des, sondern in einzelnen außerwesentlichen
„Dingen.“

Die medizeische Venus, die den Kenner entzükt, behagt Kindern, Landleuten, ungebildeten Menschen, wenig. Sie sehen daran nichts, als was sie alle Tage sehen, eine Menschengestalt und einen Stein; und dies scheint ihnen der Mühe nicht werth. Ein Zwerg mit einer langen Nase und einem Brill darauf ist ihnen weit angenehmer; da giebts etwas zu lachen. Carrikatur ist der Geschmak des Volks.

Eine bunte Kläkkerei macht ihm Freude — Von der schönen Natur, von den Verhältnissen der Theile, von dem Ausdruck der Gefühle und Leidenschaften, von dem sanften Ineinanderfließen, weiß es nichts.

Diesen Geschmak überträgt es auf seine Kleidung: helle Farben, glänzende Zeuge, Flittergold — und bei vielen, die nicht zum Volke gehören — Uebertreibung der Züge der Natur, thurmhoher Kopfputz, übermäßige Feinheit der Taille, ungeheure künstliche Hüften — Ueberall Zusatz zu der Natur. — Unsre Damen wollen unsrer schonen, und die Ge-

walt mildern, die sie über unsre Herzen haben könnten — ich weiß nicht, ob wir ihnen dafür danken werden. Unser Geschlecht hat seinen Eigensinn.

Die Schriften der rohen Völker sind wie der Putz unsrer Landleute — buntschekkig mit starken Farben, ungeheuren Bildern.

Das ist von allen Völkern historisch richtig; nur die Griechen scheinen eine Ausnahme zu machen. Man weiß nicht, daß sie mit groben Produkten die schönen Wissenschaften angefangen hätten.

Zum Theil wahr. Allanothespis war gewiß nicht so vollkommen in seiner Kunst, als Aristophanes, und dieser hat viel härtere Züge als Menander, wenn wir aus seinem Kopisten, dem Terenz, auf ihn selbst den Schluß machen dürfen. Aeschilus und Euripides werden ziemlich gleiche Verhältnisse unter sich geben.

Die Zeiten der griechischen Barbarei sind in Fabeln eingehüllt; es ist uns kein Kunstprodukt von diesen Zeiten übrig geblieben — und daraus, daß wir von ihnen keine rohen Produkte haben, folgt zuverläßig nicht, daß keine gewesen sind.

Und der göttliche Homer; — ich bitte seine Verehrer um Verzeihung — trägt er nicht einige Spuren von Ueberladung an sich? Seine vielen Dialekte, manche Bilder, überhäufte Beiwörter rc. so wie Schakespeare und Corneille, unregelmäßige, gigantische Größe.

Junge Leute, wenn sie schreiben, überladen ihren Styl mit Methaphern und ausschweifenden Hyperbolen; weil sie die Helena nicht schön zu malen wissen, geben sie ihr Gold und Diamanten.

So ist es mit allen Gegenständen des Geschmaks beschaffen. Er ist immer bei seinem ersten Entstehen weit von der Natur; die Bildung desselben besteht immer darin, ihn von phantastischen Schönheiten auf die simpeln Schönheiten der Natur zurük zu führen.

Dieses Phänomen ist ein wahres Räthsel. Der rohe Mensch, der nichts kennt, nichts sieht, als die bloße einfache Natur, sollte der nicht bloß die Natur empfinden? Woher bekömmt er den Geschmak, der so sehr sich von der Natur entfernt? Vielmehr sollte man glauben, daß der Gebildete, dessen Phantasie geübt ist, allerlei Phantome zu schaffen, von der Natur abgehen könnte.

Wenn man tiefer in dieses Phänomen und in die Veranlassungen zu demselben dringt, so findet man die Ursachen desselben, und zwar vornemlich in der Beobachtung, die ich im vorhergehenden Kapitel berührt habe.

Der ungebildete Mensch sieht die Schönheiten der Natur; er erkennt sie aber nicht für Schönheiten, weil er keine hervorstechenden Züge darin unterscheidet. Je vollkommner die Gegenstände sind, desto weniger wird er sie schön finden. Er sieht in einem schönen genau anpassendem Gewande nichts, als eine Bedekkung des Leibes. — In Zierathen, in Reifrökken, aber fällt es auf, daß Kunst darin ist, weil die Natur solche nicht fodert. — Diese Dinge hängen außerhalb, und verbinden sich mit dem Subjekt nicht in eine Idee.

Dazu kommt, daß die Natur uns immer vor Augen liegt; die Gewöhnung macht sie uns gleichgültig. Kommt ein Zusatz dazu, so haben wir einen neuen Gegenstand, etwas, das die Idee vervielfältigt; ein ungewohnter Eindruk, ein neuer Reiz zur Aufmerksamkeit, erwekt einiges Vergnügen, das man in der Wahrnehmung eines vollkommnen, scheinbar einfachen Ganzen, nicht findet, weil man dessen Bestandtheile, und die Verhältnisse dersel-

ben, nicht sieht. Was Wunder, daß man das schön nennt, für schön hält, was uns Vergnügen gewährt!

Man erwartet, und mit Recht, daß das Schöne uns Vergnügen machen soll; man hat aber noch nicht Einsicht genug, das Schöne in der Vollkommenheit zu sehen; also findet man auch in derselben das erwartete Vergnügen nicht. Dieses wird uns von unvollkommnen Dingen gewährt — also hält man diese Unvollkommenheiten für das einzige Schöne.

Die gothische Bauart war die einzige bei unsern rohen Vorfahren; große Steinmassen, Stukaturen an allen Ekken, Thürme, Spitzen, Nischen, Schnitzwerk, oder eiserne Verzierungen an allen Thürmen, und wohl gar an den Balken der Gebäude — mit einem Wort, eine Ueberladung von Zierathen, die dem Zuschauer, der an der Simplizität nichts zu sehen weiß, immer etwas neues fürs Auge darbietet. Der verfeinerte Geschmak verachtet diese Ueberladung. — Warum? weil er in dem Ebenmaaß, und in den Verhältnissen der Theile eines Gebäudes, das nichts überflüßiges hat, Nahrung genug für seine Aufmerksamkeit findet. Er sieht, wie Ebenmaaß mit Bedürfniß sich paaren, wie das Nothwen-

dige

dige ein gefälliges Ansehn, wie das Schöne einen Nutzen bekommen. Dies alles sieht er. Was will er mit außerwesentlichen Verzierungen, welche ihm die größere Schönheit dekken, und ihn in seinen Betrachtungen stören? er will ein Gebäude sehen, und man hat ihm den Bau mit Puppenwerk bedekt. — Wer eine Schöne sehen will, und nur Bänder und Reifen zu sehen bekommt, kann unmöglich zufrieden seyn. Zierathen gefallen mir, wenn sie die Schönheit haben; dann aber müssen sie meine Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehn, nicht theilen. Ich muß nicht die Zierathen, sondern nur durch ihre Hülfe die Schönheit sehen, sonst sind sie mir widrig.

Diesen Geschmak hat aber nur der, der die Schönheit zu sehen weiß. Jeder andre versteht nur, Verzierungen zu sehen. In dem Fall sind alle ungebildete Menschen.

Und die Bildung unsrer Jugend trägt nicht wenig zur Erhaltung dieses groben Geschmakkes bei. Mütter putzen ihre lieben Kinderchen mit allem Fleiße heraus; d. h. sie behangen dieselben mit Lokken, mit Bändern, mit bunten Lappen, mit allen den gothischen Verzierungen, womit Mode, Eitelkeit und übler Geschmak die schöne menschliche Bildung verunstalten.

unstalten. Nach den ersten Jahren der Kindheit kommen die Lehrer dazu, und arbeiten an dem Geschmak nach eben den Grundsätzen fort. Man will sie die Schönheiten der Sprache, der Dicht- und Redekunst kennen lehren, und der Herr Magister trift gerade auf den Schnikschnak, vermuthlich weil er die Schönheit selbst nicht sieht. Redefiguren, Tropen, Metaphern, und wie die Dinge alle heißen, sind die ersten Züge, auf die man den Knaben aufmerksam macht. Gerade so wohl ausgesonnen, als wenn der Maler, seinem Schüler die Schönheiten der Madonna erklärend, ihm den Schleyer, den die Schönheit haben soll, genau zergliederte, und darüber die Schönheit selbst, und wie sie dadurch gehoben wird, vergäße. Alle diese Floskeln sind an und für sich nichts, und ihr ganzer Werth besteht einzig und allein darin, daß sie dem Gedanken nach der Lage und den Gefühlen des Redenden die rechte Haltung geben. Wer hat sich je einfallen lassen, Stükke aus einem Gemälde nach den verschiedenen Farben heraus zu schnelden, und sie dem Liebhaber, um seinen Geschmak zu bilden, oder dem Schüler zur Umzeichnung, vorzulegen? So macht es aber die Rhetorik in dem Theile, der von Elocution handelt. Nun wird der Schüler nicht die Far-

ben

ben nach dem Subjekt, sondern das Subjekt nach den Farben einrichten.

Aus diesen Betrachtungen ließe sich beweisen, daß es einen guten und einen schlechten — d. h. einen Geschmak des geübten und des ungeübten, des scharfsinnigen und des stumpfsinnigen Menschen giebt; daß also allerdings nicht jeder Geschmak gleich gut ist, und daß man folglich über den Geschmak disputiren kann.

Der Gang des Geschmakkes hierin ist mit dem Gange des Verstandes völlig parallel. Der ungebildete Mensch urtheilt nur nach äußerlichen Charakteren; er sucht seine Entscheidungsgründe weit her, er urtheilt nur über solche Eigenschaften, die stark vorstechen, die mithin von den andern sich einigermaßen absondern, und daher kein vollkommnes Ganze ausmachen. Gänzliche Vollkommenheit ist ihm nichts, oder höchstens nur eine einzelne confuse Vorstellung, worin er nichts zu unterscheiden weiß. Der geübte Verstand nimmt seine Entscheidungsgründe aus der Idee oder dem Subjekt selbst her, er weiß dieses in seine Bestandtheile aufzulösen. — Das außerwesentliche verdient seine Aufmerksamkeit nicht. Bei seinen Untersuchungen bemüht er sich, alle

diese

diese Nebendinge, der einzige Grund des Ungeübten, abzusondern und wegzuräumen. Und nach eben diesen Gesetzen wirken auch unsre Sinne.

Bei einem sanften, ebenmäßigen Lichte, (dieses Licht ist vollkommen) sieht das neugeborne Kind nichts, nicht einmal das Licht, alle Gegenstände fließen ihm in ein verworrenes Ganze zusammen. Schnelle Blitze aber (ein capriciöses unvollkommnes Licht) setzen seine Augen in Bewegung.

Gemäßigte Töne, sanfte Melodie, ist dem Ohre des Kindes unhörbar, und dem Ohre des rohen Pöbels reizlos. Donnerschläge, das Schmettern der Trompete, das rauhe Geräusch der Trommel, setzen die ungeübten oder verhärteten Fibern in Bewegung, und erwekken Aufmerksamkeit.

Sollte es nicht die Absicht des Schöpfers gewesen seyn, Ungestaltheiten und Misverhältnisse, zur Bildung unsrer Sinne, unsers Geschmaks, und unsers Urtheils, zur Erwekkung unsrer Aufmerksamkeit, zu brauchen, als er solche in seine Welt setzte? Vorstechende Züge reizen die schlummernden Kräfte, und Vergleichung lehrt Schönheit erkennen. Die

Natur

Natur hat überall neben schöne Gestalten Krüppel und unförmliche Massen gesetzt. Neben der hohen, schlanken Fichte, steht der knotige Eichbaum, und die kriechende Dorne. Der Bauer Garo des Lafontaine hatte nicht so ganz unrecht, als er sagte: So der Baum, so die Frucht, wenn es recht seyn soll.*) Die riesenmäßige Eiche, mit ihren Eicheln einerseits, der dikbäuchige Kürbis, mit seinem Grasstengel anderseits, machen allerdings ein sonderbares Misverhältnis. Das Thierreich hat seine Ungestaltheiten und seine Misgeburten. Ueberall sieht man grobe, stark auffallende Gegenstände, die die Aufmerksamkeit wekken. Und — merkwürdig — das sind gerade die Gegenstände, welche die Augen der Kinder, und aller ungebildeten Menschen, auf sich ziehen.

III. Kapitel.

Warum die Menschen ihre Glükseligkeit immer in außerwesentlichen Dingen suchen.

Aus eben diesem Grunde läßt sich das zweite Phänomen erklären, nemlich folgendes:

„daß

*) Tel fruit, tel arbre, pour bien faire.

„daß der Mensch sein Glük und seine Zu„friedenheit nie in Vollkommenheit und „Ebenmaaß, sondern immer nur in einzel„nen hervorstechenden Dingen sucht.“

Nicht dauerhafte Gesundheit, nicht ununterbrochene Zufriedenheit, nicht ebenmäßiges beständiges Wohlseyn — welches ein vollkommner Zustand wäre, — sondern augenbliklicher Kitzel, stükweiser Genuß, außerwesentlicher Zufall — lauter Unvollkommenheiten, weil sie außerwesentlich und unbeständig sind — machen die Freuden des menschlichen Lebens. Eine Seligkeit, wie die Seligkeit Gottes, würde der Mensch nicht fühlen; nur Wechsel, nur zerstükkelte Theile vergänglicher Freuden vermögen ihn zu wekken.

Der reiche, geehrte Mann, den der Arme beneidet, lebt in einer Art von vollkommnen Zustande, wenn er nur dabei Gesundheit genießt. Allein erst durch das, was in seinem Zustande vollkommen ist, d. h. Verhältniß und Dauerhaftigkeit; durch die Befreiung von allen Nahrungssorgen, durch den beständigen Genuß der Bequemlichkeit des Lebens, durch das Vermögen, seinen Zustand nach gemäßigten und vernünftigen Planen einzurichten, durch dieses alles, sage ich, ist er nicht glüklich, die-

ser angenehme Zustand verliert bald durch die Gewöhnung seine Reize. Nur das, was ihn aus der Dauerhaftigkeit und dem Ebenmaaße seines Wohlseyns hebt, erwekt einige Freude in seinem Herzen.

Ist er in solchem Zustande geboren, so weiß er gar nicht einmal, daß sein Zustand glüklich ist.

Dieses läßt sich aus eben dem Grunde, als jenes Phänomen, erklären. Es ist in dem Ebenmaaße, in der Vollkommenheit, nichts hervorstechendes das, die Aufmerksamkeit wekt, und das Gefühl reizt.

Daraus folgt nun, daß Unvollkommenheit und Leiden unumgänglich nothwendig waren, wenn der Mensch gebildet, zur Aufmerksamkeit und zum Gebrauch seines Verstandes gereizt werden sollte.

Auf Gefühl und Aufmerksamkeit beruht ursprünglich alle Größe und Moralität. Also beruhen diese leztern auf Leiden und Unvollkommenheit. Es ist also nicht nöthig, von den verschiedenen Stuffen der Moralität und der Größe zu reden, und von jeder insbesondre zu zeigen, wie sie sich auf Unvollkommenheit und Leiden gründet. Ich enthalte mich dessen um so lieber, da ich diese Punkte schon berührt habe.

IV. Kapitel.

Zerstörung ist nothwendig, wenn der Mensch die Dinge kennen will.

Bisher haben wir gesehen, daß das Uebel zur Bildung des Menschen durchaus nothwendig ist. Nur durch Leiden kann das Gefühl, und durch Mißverhältniß die Aufmerksamkeit erregt werden. Ohne Uebel würde der Mensch nicht einmal die Dinge von einander, und ihre äußeren Bestandtheile, unterscheiden. Nun wollen wir sehn, ob das Uebel zur Erkenntniß des innern Baues der Dinge nicht unumgänglich nothwendig war.

Wenn wir ein Kunstwerk kennen lernen wollen, so müssen wir schlechterdings die Theile desselben auseinandersetzen, d. h. wir müssen das Ganze, den Bau, zerstören und so die Vollkommenheit desselben zernichten. In dem unversehrten Zustande dekt immer ein Theil den andern, und die äußern Theile verhindern uns, die innern zu sehen — und so mit den Werken der Natur. Nur Unordnung, Zerrüttung, Zerstörung, lehrten uns sie kennen. Wir wüßten nicht, daß unser Blut in den Adern umläuft, wenn nicht heftige Fieber es in Wallung gesetzt, wenn nicht Ohnmachten den Puls

fast verschwinden gemacht hätten, wenn nicht zersprengte Gefäße das Blut stromweise hätten ausspritzen lassen. Ohne Krankheit würden wir auf den Bau unsers Körpers und auf die Theile, woraus er zusammengesetzt ist, nicht merken gelernt haben. Ohne den Tod hätten wir nie die erstaunenswürdige Kunst unsers Körperbaus gekannt. Diese Kunst vermuthen, errathen, wäre allenfals möglich gewesen, wenn irgend ein Trieb dazu vorhanden gewesen wäre; aber einen anschaulichen Begrif davon hätten wir nimmermehr erhalten. Dazu mußten uns Verwesung, Zerrüttung, Wunden, modernde Gebeine, verhelfen; bis endlich der Mensch aus dem, was natürliche Zerstörung ihm gezeigt hatte, vermuthen konnte, es verlohne sich die Mühe, selbst Hand anzulegen, den wunderbaren Bau nach überwundenem Abscheu zu zergliedern, und Tiefen der Weisheit zu entdekken. Und diese Gegenstände der Untersuchung mußten Krankheit, Zerrüttung, Tod, die Schrekken des menschlichen Geschlechts, ihm liefern. Dieses ist von allen Gegenständen in der Natur wahr: nur Zerstörung kann uns das große Werk des Schöpfers lehren; wo alles vollkommen ist, und vollkommen bleibt, können wir höchstens die äußern Gestalten kennen.

Und selbst die Erkenntniß unsrer Seele, unsers Ichs — so lange alle unsre Kräfte in ihrem vollen verhältnißmäßigen Gange sind, läßt sich an ihnen nichts entdekken; wenn alle Menschen die gehörigen Kenntnisse hätten, wenn es nicht welche gäbe, denen einige Kräfte fehlen, die eines oder des andern Organs beraubt sind, so würden wir vielleicht nur vermuthen, daß unsre Kenntnisse ursprünglich von den Sinnen herkommen. Es wäre schwer, die eigentlichen Quellen unsrer Vorstellungen zu erkennen.

Als Bonnet die Wirkungen der Seelenkräfte analisiren wollte, mußte er seinen hypotetischen Menschen so sehr verstümmeln, als es nur möglich war; er mußte ihn auf einen einzigen Sinn, und zwar auf den einfachsten, das heißt, den unvollkommensten, auf den Geruch, einschränken.

Die Psychologen, welche tiefer in die Kenntniß der Seele einzudringen sich bemühen, beobachten vorzüglich Wahnwitzige, Kranke im hitzigen Fieber, Kinder und dergl. d. h. unvollkommne, verstümmelte Menschen, deren Organen zerrüttet, und deren Geisteskräfte in Unordnung gerathen sind.

Also ist, wenn der Mensch gebildet und zur Kenntniß der Natur geführt werden soll, Unordnung, Unvollkommenheit, Zerrüttung und Zerstörung, unumgänglich nothwendig. Ein vollkommenes Weltall, nemlich ein solches, dessen Vollkommenheit in der Vollkommenheit aller seiner Bestandtheile bestünde, wäre für den Menschen sehr mangelhaft; dieser würde darin nicht höher gelangen, als etwa jezt die Thiere, die nur ihre Bedürfnisse und ihre Schmerzen — nicht kennen, sondern — fühlen.

V. Kapitel.

Genuß beruht auf Zerstörung.

Auch selbst Genuß und Wollust, — was die alten Epikuräer voluptas movens, im Gegensatz eines vollkommnen ruhigen Zustandes, voluptas stans, nannten: der Genuß, sage ich, beruht auf Zerstörung.

Damit will ich eben nicht sagen, daß die Dinge, die wir genießen, zu unsern Vergnügen, der Zerstörung überliefert werden müssen, was allerdings wahr, aber allzu offenbar am Tage liegt, als daß ich mich dabei aufhalten sollte. Nein! auf der Zerstörung unsers Kör-

pers

pers beruht aller sinnlicher Genuß, der einen großen Theil der Glükseligkeit unsers Lebens ausmacht.

Und zwar:

1) Es müssen die Organen unsers Körpers, wenn sie uns zum Genuß auffodern sollen, in einem Zustande seyn, der zu ihrer Zerstörung führen würde, wenn wir ihren Winken nicht folgten. Vom Hunger und Durst, zween Hauptquellen der Wollust, ist es außer allem Zweifel. Aus Schonung muß ich andre Gefühle übergehen.

Die Thätigkeit, welche eine wahre Glükseligkeit ist, wenn sie aus dem Bedürfniß der Organe erfolgt, beruht wieder auf einer gefährlichen Stimmung dieser Organe. *) Die Organe sind angefüllt; werden durch Reize geprikkelt, beunruhigt. Sollte die Thätigkeit nicht erfolgen, nicht die strozzenden und gereizten Organe erleichtern, so würde in denselben eine gewaltsame Zerrüttung entstehen. Man setze z. B. einen gesunden Menschen, voller Kräfte, in die Nothwendigkeit, sich, troz dem

*) Man sehe meine Abhandlung von den Kräften, die den Menschen zur Thätigkeit bewegen.

Reize seiner Kräfte, still zu verhalten, so werden diese seine Kräfte ihm eine tödtliche Angst verursachen, und wenn sie gar keine Wege finden können, schrekliche Zerrüttungen in seinem Körper anrichten.

Also beruht jeder Genuß, jeder Trieb zur Thätigkeit, d. i. jedes Vergnügen des Menschen, auf einem Zustand seiner Kräfte, der diesen ohne das Vergnügen den Untergang bringen würde. Vergnügen ist also mehr eine Arzenei, als eine Glükseligkeit. Der Mensch ist in einem beständigen Wechsel des Ab- und Zunehmens.

Auf der andern Seite nun ist das Vergnügen, dieses Mittel der Erhaltung, ein Weg zur Zerstörung. Wenn der Genuß nicht bald aufhört, wenn die Thätigkeit nicht früh ihre Grenzen findet, so folgt bald Anstrengung, Erschöpfung; der erste Grad des Verderbens.

Jedes Gefühl, welches es auch sey, physisch oder moralisch, tugendhaft oder schändlich, ist ein außerordentlicher Reiz der Kräfte, der nicht lange anhalten kann, ohne Erschöpfung nach sich zu ziehen, und folglich ohne uns auf den Rand des Verderbens zu führen.

VI. Kapitel.

Ob das Vergnügen nicht statt der Leiden einen Reiz zur Thätigkeit abgeben könne.

Starke Eindrükke sind freilich nothwendig, um das Gefühl rege zu machen, und die Aufmerksamkeit zu fesseln; allein ist es denn eben nöthig, daß diese Eindrükke schmerzlich seyn, und könnte das lebhafte Gefühl des Vergnügens nicht die beabsichteten Wirkungen erzeugen?

Allerdings würde das lebhafte Vergnügen einige Wirkung thun; denn es kommt hier nicht sowohl auf die Art, als auf die Stärke des Eindruks an. Allein es ließe sich gegen das Vergnügen bemerken:

1) Daß der Grad desselben, um einige Wirkung zu thun, weit höher seyn müßte, als der Grad eines schmerzhaften Gefühls. Das Gefühl des Vergnügens ist mit der Stimmung aller unsrer Kräfte harmonisch, folglich kann es nicht eher merklich werden, nicht eher den verlangten Eindruk machen, als bis es so hoch steige, daß es über alle andre Gefühle herrsche, und gleichsam über ihnen hervorrage; daher würden dann dieser merklichen Gefühle weit

weniger seyn, als der Gefühle des Leidens; weil es, überhaupt genommen, und in Vergleichung der ganzen Summe der Eindrükke auf uns, nur wenige Gegenstände giebt, die einen so starken Reiz in uns zu erregen im Stande sind.

Der Schmerz hingegen, als ein Eindruk, der der Stimmung unsrer Kräfte zuwider ist, wird auch im geringsten Grade merklich. Dadurch werden unendlich viele Kräfte erspart, und mit wenigem Aufwande weit größere Wirkungen erhalten. Ueberall findet der Mensch Reize, die ihn wekken, die sein Gefühl erregen und seine Aufmerksamkeit fesseln; er erreicht also viel eher und viel sicherer seine Bildung durch den Schmerz, als durch das Vergnügen möglich wäre.

2) Die Bildung durch den Schmerz geschieht in der That mit Schonung seiner Kräfte. Das Vergnügen, wenn es lebhaft ist, erschöpft bald die Organe; und wenn es anhält, drohet es der Gesundheit und dem Leben den Untergang. Wie kurze Zeit können wir diejenigen Vergnügungen aushalten, die wirklich etwas lebhaftes haben, und vermögend sind, unsre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen! Den Schmerz hingegen, wenn er nicht übermäßig

ist, kann man lange aushalten; und übermäßig braucht er nicht zu seyn, um seine wohlthätigen Wirkungen zu thun. Wer kann die mannigfaltigen Freuden des Lebens so anhaltend und so lange genießen, mit Aufmerksamkeit und immer regem Gefühle schmekken, als er irgend einen Schmerz, welcher er auch sey, erdulden kann? Wahrlich, wenn Gefühle uns wekken müssen, und wenn der Schöpfer dazu das Gefühl des Vergnügens gewählt hätte, so würden wir bald, statt der Bildung und der Glükseligkeit, den Untergang gefunden haben.

Dies konnte nicht anders seyn, da das Vergnügen nur durch sein Uebermaaß über unsre allgemeine Stimmung merkbar werden konnte. Es mußte also immer eine gewaltsame Erschütterung seyn, immer ein widernatürlicher oder doch übernatürlicher Zustand, der nicht lange anhalten konnte, ohne unsre Kräfte zu zerstören. Der Schmerz hingegen bedarf keiner so gewaltsamen Erschütterung, weil er durch sein Abstechen gegen unsre Stimmung auch im geringsten Grade merklich ist.

3) Das Vergnügen, wenn es anhaltend ist, sezt uns entweder durch seine Stärke in eine Art von Betäubung, oder läßt uns durch

seine Mäßigkeit in Trägheit und Schlafsucht verfallen. In beiden Fällen thut es die gehofte Wirkung nicht; es reizet nicht die Aufmerksamkeit, oder es betäubt solche. Der Schmerz hingegen, der selten stark genug ist, um uns zu betäuben, hat, ohnerachtet der öftern Wiederholung, oder des Anhaltens, immer noch Kraft genug, unsre Aufmerksamkeit zu reizen und zu erhalten.

Ueberdies könnte das Vergnügen unsre Aufmerksamkeit auf nichts anders lenken, als auf die Mittel, uns Vergnügen zu verschaffen, und da finden wir an diesem Reize vieles, das der erwarteten Wirkung zuwider seyn würde.

Die Begierde nach Vergnügen, die uns zur Thätigkeit reizen sollte, hätte vor sich immer ein weit freieres Feld, als der Trieb, Leiden zu verhüten, oder abzuwenden. Denn wenn ich Vergnügen suche, so stehen mir mehrentheils viele Wege offen, dazu zu gelangen; mehrere Vergnügungen bieten sich mir dar; wenn ich den Genuß, den ich suchte, nicht finde, so stoßen mir, auf dem Wege dahin, andre zu, die ich unterdessen ergreife, und worüber ich meinen Zwek vergesse, so daß ich weder Plan noch Anstrengung bedarf, um meine Absichten, überhaupt genommen, zu erreichen.

reichen. Denn wenn ich nur Vergnügen suche, so nehme ich gern mit dem einen statt des andern vorlieb, und nehme keinen Anstand, das fahren zu lassen, was ich suchte, und was mir Mühe kosten würde; und bin mit dem zufrieden, was mir ohne Mühe in die Hände fällt. Auf diese Art geht der Zwek der Gefühle, nemlich die Bildnng des Verstandes, fast gänzlich verloren.

Ganz anders geht es mit den Leiden. Der Schmerz drükt; man will sich dessen befreyen, man kann seine Leiden nie vergessen; Nebendinge zerstreuen nicht stark genug, so daß man von seiner Absicht abgewendet werden könnte. Es ist hier nur ein Zwek möglich, nemlich die Stillung des Schmerzes; und mehrentheils giebt es nur einen Weg, zu diesem Zwekke zu gelangen. Bei diesem Geschäfte also ist Einheit und Plan, und dieser Plan kann nicht so leicht aus den Augen verschwinden.

Der Reiz des Vergnügens kann nie ein erster Reiz seyn; denn er kann doch nur darin bestehen, daß man sich das Vergnügen wünscht, welches man schon kennt. Diese Erkenntniß erfordert nicht allein, daß man dieses Vergnügen schon genossen habe; sondern daß man sich dessen bewußt gewesen sey, und sich jezt noch

dessel-

desselben erinnere. Also müssen Bewußtseyn, Aufmerksamkeit und Erinnerung, schon entwikkelt seyn, ehe das Vergnügen seine Wirkung thun kann. Mithin kann dieses jenen Kräften nicht die erste Bildung geben.

Ferner kann das Vergnügen nur in seiner Abwesenheit wirken, und ein Reiz zur Aufmerksamkeit und Thätigkeit werden. Es ist also nur mittelbar, und durch Hülfe der Erinnerung, wirksam. Das Uebel aber wirkt unmittelbar durch seine Gegenwart. Nun aber ists ausgemacht, daß der unmittelbare Eindruk der Dinge weit stärker ist, als die Erinnerung dieses Eindruks. Folglich muß das Uebel, an und für sich, und durch die Art seiner Wirkung, weit kräftiger seyn, als das Vergnügen.

Daß es nicht so eine leichte Sache sey, den Menschen zur Aufmerksamkeit, zum Bewußtseyn, zur Erinnerung, zu bilden, beweiset die tägliche Erfahrung. Selbst Leiden und Schmerzen müssen einen gewissen Grad von Stärke erreichen, müssen öfters wiederkommen, ehe sie die beabsichtete Wirkung thun. Wie oft müssen Kinder sich durch Unvorsichtigkeiten kleine Leiden zuziehn, um aufmerksam und vorsichtig zu werden. Oftmals vergessen

gessen sie gar einen heftigen Schmerz, wenn ihre Verpfleger es sich nicht angelegen seyn lassen, sie daran zu erinnern, und ihnen bei Gelegenheit die Vorstellung ihrer Leiden und der Ursachen derselben vergegenwärtigen.

Von den Wilden, die in gewisser Rüksicht bloße Kinder sind, erzählt man ganz auffallende Beispiele des Mangels an Vorsicht. Hier sind einige.

*) „Wenn der Abend anrükt, und das Be„dürfniß des Schlafs sich zu regen anfängt, „ist der wilde Amerikaner durch nichts zu „bewegen, seine Hangematte zu verkaufen; „des Morgens ist sie ihm für eine Kleinigkeit „feil. Am Ende des Winters, wenn das An„denken dessen, was er von der Kälte ausge„standen hat, noch lebhaft ist, fängt er an, „Anstalten zu einer Hütte zu machen, die ihn „künftig vor der Kälte schützen soll: aber kaum „ist die warme Witterung eingetreten, so ist „alles vergessen, und wird nicht eher wieder „an die Arbeit gedacht, bis die Kälte wieder „da, und zur Arbeit es zu spät ist. Zu den „vielen einzelnen Beispielen, die dieses bestätti„gen,

*) Siehe Feder von dem menschlichen Willen. Erst. Th. S. 114.

„gen, gehört auch das, was von den Ikal„menen in Kamtschatka Steller erzählt. „(S. 291). Sie kaufen niemalen etwas in „Vorrath, wenn sie es auch für den zehnten „Theil des Preises haben könnten. Wo einer „aber etwas höchst nöthig hat, so bezahlt er, „ohne zu dingen, was man von ihm haben „will, und zwar niemals für baare Bezah„lung, sondern auf Schulden — die künf„tige Bezahlung wirkt wieder weniger auf „ihn. — Hierin gleichen ihm viele Euro„päer — Hat er keine Schulden, so fängt er „kein Thier, wenn es ihm auch vor die Thüre „käme. Es geschah 1740, daß ein Kauf„mann einen Ikalmenen klagen hörte, daß „zwey Zobel alle Nacht in sein Vorraths„Haus kämen und Fische stählen. Der Kauf„mann lachte darüber, und sagte: warum „fängst du sie nicht? Was soll ich mit ihnen „machen, antwortete der Ikalmen, ich habe „keine Schulden zu bezahlen. Der Kaufmann „gab ihm ein halb Pfund Tobak, und sagte: „nimm es, so hast du Schulden. Nach zwei „Stunden brachte ihm der Ikalmen beide „Zobel gefangen, und bezahlte seine Schuld.“

Die Begierde nach einem gewissen bestimmten Vergnügen kann uns nichts lehren, und

und giebt zur Aufmerksamkeit und zum Nachdenken wenig Anlaß. Um einen gewissen Genuß zu begehren, müssen wir ihn schon kennen; denn das Unbekannte kann man namentlich nicht wünschen; ich muß also den Genuß schon gehabt haben, ich muß von der Erfahrung den Weg zu demselben gelernt haben; folglich darf ich ihn nicht suchen, folglich habe ich wenig dabei nachzudenken.

Wie viel aber geben mir der Schmerz und das Leiden Gelegenheit zur Untersuchung. Der Schmerz drükt mich, ich wünsche davon mich zu befreyen, ohne noch zu wissen, wie ich es anfangen soll. Ich muß also suchen, nachdenken, die Natur und die Ursachen der Dinge um mich her zu erforschen trachten. Ja, noch mehr, Schmerzen werden mich leicht betriegen, wenn ich nicht recht aufmerksam bin; denn ein und derselbe Schmerz, der, wenigstens meinem Gefühle nach, derselbe ist, kann mannigfaltige und sehr verschiedene, ja sogar entgegengesetzte Ursachen haben. Wenn ich durch gewisse Mittel den Schmerz schon einmal abgewandt habe, so habe ich noch wenig gelernt. Der Schmerz kommt wieder; ich nehme zu dem bekannten Mittel meine Zuflucht, und finde mit Erstaunen, daß das Mittel, welches

mir sonst geholfen hat, diesmal nicht allein kraftlos ist, sondern gar meine Schmerzen vermehrt. In welche Verlegenheit muß nicht das stürzen, welche neue Arbeit bekomme ich dadurch nicht! Auf diese Weise werde ich immer zu neuer Aufmerksamkeit aufgefodert, und zu weitern Erkenntnissen geleitet.

Wenn eine bestimmte Begierde uns wenig lehren kann, so wird uns ein unbestimmter Trieb, nach Vergnügen überhaupt, noch weniger lehren. Der angehende Jüngling fühlt in sich die ersten Spuren der männlichen Kraft, deren Gebrauch und Gegenstand er noch nicht kennt. Er wird unruhig, er seufzt, sein Herz schlägt, und sein Blut wallt, aber er wird darum nicht thätig, sondern vielmehr schlaff; er fühlt wohl, daß ihm etwas fehlt, weiß aber nicht, was es ist. Er kann also nach nichts Bestimmtes streben, und seine Plage ist ganz fruchtlos.

Und wenn auch der Mensch durch den Trieb nach Vergnügen zu einiger Thätigkeit gereizt wird; so kann diese Thätigkeit keine andre seyn, als eine thierische, weil er in dem Zustande, aus welchem wir den Weg für ihn suchen, dem Zustande nemlich der Bildungslosigkeit, kein anders, als sinnliches Vergnü-

gen

gen kennt, kein anders zu empfinden fähig ist, und mithin kein anders suchen kann. Jetzt freilich kann der Trieb nach moralischen und geistigen Vergnügen zu großer und edler Thätigkeit anfeuern; dazu aber muß er schon gebildet seyn.

Triebe zum thierischen Vergnügen, können durch bloße thierische und instinktmäßige Thätigkeit befriedigt werden. — Der Mensch, der zu der Sättigung seiner Begierden mehr bedarf, als die bloße angebohrne Kunst, muß schon weit über dem Zustande der Natur erhoben seyn.

Thierische Leiden aber erfordern, wenn man ihnen abhelfen will, viele Kenntnisse, die den bloßen Instinkt der Natur weit übersteigen. Durch das Uebel also wird der Mensch weit über den natürlichen Zustand gehoben; durch den Trieb nach Vergnügen nicht. Also kann das Vergnügen überhaupt keinen ersten Reiz zur moralischen Bildung des Menschen abgeben.

Die Begierde nach Vergnügen würde höchstens dem Verstande einiges Geschäft, dem Herzen aber gar keines geben; hingegen würde es dieses in sich selbst einschränken. Das Vergnügen anderer rührt uns wenig, und ihr

Mangel an Vergnügen gar nicht. Beides, fremdes Vergnügen und fremder Mangel, haben keine recht auffallende und dringende Charakterzüge; also würde der Mensch in seinem Genuß und in seinem Verlangen weiter nichts, als sich selbst, sehen und fühlen. Und eine solche Bildung wäre äußerst mangelhaft.

Fremde Leiden aber machen auf uns einen starken Eindruk. Sie haben ihre auffallenden Züge, die wir nicht verkennen, und die unser Herz erschüttern; und da viele Menschen allerdings mehr Leiden haben, als einer; da uns die Schmerzen andrer öfter rühren, als die unsrigen; so wird durch diese Oekonomie unser Gefühl mehr nach außen auf unsre Nebenmenschen, als auf uns selbst, gelenkt.

Das sinnliche Vergnügen, dessen einzig und allein der ungebildete Mensch fähig ist, ist in seinem physischen Theile sehr schwach, und kann nie den mächtigen Trieb abgeben, der zur ersten Bildung nöthig ist. Erst von dem, was die moralischen Kräfte hinzuthun, erst von der Erkenntnis des Schönen, von dem Zauber der Einbildung, von der Vergleichung mit einem andern Zustande, erst von den wahren und von den täuschenden Verheißungen der Hofnung, erst von dem Gefühle der Vortreflich-

treflichkeit und der Erhabenheit, und von der Vorstellung von Glük und Unglük, muß das sinnliche Vergnügen einen höhern Werth und innern stärkern Reiz erborgen. Nur von diesen moralischen Kräften erhält der sinnliche Genuß einen Zuwachs, ohne welchen er sehr wenig Kraft haben würde; also muß das Vergnügen erst von schon erwekten moralischen Kräften seine Wirksamkeit erborgen, es kann also diese moralischen Kräfte nicht wekken; nachher freilich kann es die höhere Ausbildung derselben befördern.

Und zuletzt — man will auf diesem Wege dem Uebel entgehen — und entgeht ihm doch nicht. Denn, wenn die Begierde nach Vergnügen reizend, thätig, anhaltend werden soll, so muß sie stark seyn, wie wir es schon in den ersten Betrachtungen über diesen Punkt bemerkt haben. Sie kann aber nur alsdann stark seyn, wenn sie lange unbefriedigt bleibt, wenn ihr Hindernisse in dem Wege liegen; und überdies sind diese Hindernisse nöthig, wenn Nachdenken und Thätigkeit durch die Begierde befördert werden sollen. Nun aber, ist nicht eine unbefriedigte Begierde ein Uebel, und öfters ein drükkendes Uebel?

Also können wir dem Uebel nicht entgehen; also ist das Uebel zur Bildung des Menschen unumgänglich nothwendig. Dies haben schon andre erkannt. Mallebranche unter andern sagt: die Vernunft allein war nicht hinreichend, den Menschen zum Guten zu reizen; sie bedurfte noch eines unangenehmen und schmerzhaften Gefühls, um gewekt zu werden. *)

Wenn die Leiden die Entwikkelung des Menschen bewirkten, so müßten ja auch die rohen Völker, die Kamtschadalen und Huronen, die Lappen und Feuerländer gebildet seyn; sie sind es aber nicht.

In diesem Entwurf ist nur ein doppelter Irrthum, die Bildung nemlich wird unrichtig berechnet, und die Leiden werden zu hoch angeschlagen.

Alle unsre Ausdrükke von Eigenschaften wären nie von der Eigenschaft selbst, sondern nur immer von einem höhern Grad derselben verstanden. So nennt man Bildung nicht jede Entwikkelung der menschlichen Kräfte, sondern nur die höhern Grade dieser Entwikkelung, welche die vorzüglichen Menschen von den

*) La raison toute seule ne suffisoit pas, pour porter l'homme au bien; il falloit encore un sentiment affligeant et penible pour la réveiller. *Malleb. Rech. de la Vérité.* Livre 5. Chap. 3.

den gewöhnlichen unterscheiden. Die allgemeine Bildung, gewiß der vorzüglichste Theil derselben, wird bei der Schäzung ganz übersehen.

Allerdings sind der Grönländer, der Irokese, und alle die sogenannten wilden Völker, gebildet; sie haben weit mehr Kunst, Geschiklichkeit und Fertigkeiten, als der Mensch haben würde, wenn man ihn der Natur gänzlich überließe.

Woher aber diese Bildung, so eingeschränkt man sie sich immer denken mag? Allerdings daher, woher alle Menschen ihre Bildung erhalten haben, von den Bedürfnissen und den Leiden, von dem Misbehagen, und den Schmerzen.

Warum sind sie aber nicht so weit in ihrer Bildung gekommen, als die civilisirten Völker?

Theils, weil ihre Lage es nicht zuließ. Der Grönländer konnte den Akkerbau nicht lernen, weil der Boden, auf welchem er wohnt, mit Eis und Schnee bedekt ist. Der Huron und der Feuerländer konnten kein Eisen schmieden lernen, aus einem leicht begreiflichen Grunde, nemlich weil sie kein Eisen haben. Ihre Lage also machte diesen Völkern eine weitere Ausbildung unmöglich. Ihre Leiden, und wenn sie auch noch so groß waren, konnten sie zu unsrer Ausbildung nicht erheben.

Uebrigens sehe man in den Kabinetten nach, und betrachte die Proben der Kunst, welche man von diesen Völkern darin aufbewahrt. Die Spieße von verhärtetem Holz, die Körbchen, die saubern Zeuge, die künstlichen Zierathen, und was dergleichen mehr ist. Dabei vergesse man nicht, daß jene rohe Menschen zur Verfertigung dieser Kunstwerke keines von unsern zehntausend Werkzeugen haben; daß sie statt des Eisens und der Messer mit Feuersteinen schneiden, statt der Nadeln nur Fischgräten, statt des Zwirns nur Sehnen von Thieren, statt des Flachses und des Garns nur Baumrinde haben. Man bedenke, daß sie sich nicht in die verschiedenen Operationen theilen, wie wir thun, sondern daß jeder alle diese kleinen Künste lernen und treiben muß; so wird man einsehen, daß ihre Bildung wahrlich nicht so gering ist, als wir sie uns vorstellen.

Von der andern Seite irret man in der Schätzung ihrer Leiden nicht weniger. Freilich, wenn wir uns an ihrer Stelle denken, ist ihr Zustand für unsre Gefühle schreklich; allein unsre Gefühle sind nicht die Gefühle dieser Völker, und Leiden ist ein Verhältnis. Dieses ist dadurch offenbar, daß ein sogenannter Wilder seinen Zustand gegen den unsrigen

eben

eben so wenig vertauschen wird, als wir mit dem seinigen tauschen möchten. Jener Grönländer, der aus seinen Eisschollen in unser milderes Clima gebracht wurde, lebte nicht lange; unsre Delikatessen wollten ihm nicht behagen, und als er einmal Gelegenheit hatte, einen tüchtigen Trunk Thran zu thun, sprach er: o wie glüklich ist das Land, wo man sich satt in Thran trinken kann!

Beschluß des ganzen Werks.

Von der letzten Betrachtung ließe sich leicht ein ganzer Band schreiben. Hier konnte ich nur die Sache, und den Gang derselben anzeigen. Für denkende Leser wird dies zureichen — ich muß zum Beschluß eilen.

Ich habe also zu beweisen gesucht, daß es kein Grundübel giebt, noch geben kann, sondern daß das Uebel alle, physisches und moralisches, nur eine zufällige Verirrung der thätigen Kräfte in dem Menschen und in der Natur, welche nur Gutes zum Endzwek hatten, ist.

Dieses habe ich an vielen Beispielen bewiesen. Meine Absicht war, dieses von allen großen allgemeinen Uebeln, welche die lauten Klagen der Menschen veranlassen, zu zeigen.

Daraus folgte nun:

Daß kein eigentliches wesentliches Uebel, kein übler Endzwek in der Welt statt findet; und daß alles Uebel nur zufällig ist.

Auf diese Art wurde der Mensch in so fern beruhigt, daß er wissen konnte:

1) Sein Schöpfer habe mit ihm keine feindseligen Absichten.

2) Daß es überall in der Welt keinen gewaltigen Feind der Menschheit giebt, dem Gott seine Geschäfte überlassen hätte.

Es meint es also in dem ganzen Reiche der Wesen niemand, weder Schöpfer noch Geschöpf, mit dem menschlichen Geschlecht übel.

Das war der Hauptgegenstand des ersten Bandes.

Nun war aber die Frage:

Ob auch selbst dieses zufällige Uebel nicht abgewandt werden könnte?

Denn wesentlich oder zufällig, das Uebel ist immer Uebel.

Da suchte ich im zweiten Bande zu beweisen:

Daß

Daß das Uebel ganz unvermeidlich ist, und selbst durch Allmacht und Allweisheit nicht abgewandt werden könnte.

1) In dem Fall, daß der Schöpfer seine Welt nach allgemeinen Gesetzen regierte.

In diesem Falle ist es unmöglich, jede Collision, jede Verirrung der Kräfte, zu vermeiden, vermöge der unendlichen Mannigfaltigkeit und der grenzlosen Combinationen.

2) Im Fall, daß der Schöpfer durch eine immerwährende Kette von Acten seine Welt regierte.

So würde selbst in diesem Fall nicht alles Uebel zu vermeiden seyn. Und dann

Würde keine Wahrheit, kein festes unveränderliches Gesetz der Begebenheiten, und folglich kein allgemeines Gesetz der Vorstellungen und Urtheile statt finden. Der Mensch würde weniger leiden, aber seine Vernunft hätte keine Bildung erhalten.

Mit dem physischen Uebel hatte diese Lehre keine große Schwierigkeit —; mit dem moralischen war es so leicht nicht; man kann sich die Nothwendigkeit desselben nicht so leicht denken.

Von dem moralischen Uebel habe ich zu erweisen gesucht:

Daß es ebenfalls, wie das physische, nothwendig ist.

1) Weil der Mensch unmöglich die angeborne Allwissenheit haben konnte, mithin dem Irrthum unterworfen war, ohne Möglichkeit, davon befreit zu werden.

2) Weil der Mensch nicht eigentlich durch Vorstellungen, sondern nur durch Gefühle und Leidenschaften, zur Thätigkeit gereizt werden kann.

Gefühle und Leidenschaften sind aber nur blinde Kräfte; sie müssen also den Menschen zuweilen verirren.

Sie können nicht immer sich von den Vorstellungen leiten lassen, weil sie manchmal die Vorstellungen, (z. B. von Gefahr, wenn man helfen soll), unterdrükken müssen, und wider dieselben handeln sollen.

Die Gefühle und Leidenschaften müssen verschiedene Grade, und eine unbestimmtere Kraft haben; weil sie uns zu vielfältiger Art von Thätigkeit, und öfters zur Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeit, anspornen sollen.

Folglich steht es nicht zu vermeiden, daß Gefühle und Leidenschaften nicht oftmals zu

weit

weit gehen, die Einsicht verdunkeln, und wider dieselbe handeln.

Aus diesem Grunde ist das moralische Uebel ganz und gar unvermeidlich, und in seinen Ursachen nothwendig.

Dieses ist der Inhalt des zweiten Bandes.

Hiermit müßte sich der Mensch, wenn er nicht unvernünftig seyn will, beruhigen; denn wer will sich gegen unabänderliche Nothwendigkeit sträuben? Worüber könnte man klagen? Da bleibt nichts mehr übrig, als die Wahl, zwischen Seyn und Nichtseyn.

Das wäre aber ein trauriger Trost. Ruhig wäre man dabei wohl, aber nicht zufrieden. Ich suchte also, ob ich nicht auch Zufriedenheit bewirken könnte, und ich glaubte, Mittel dazu zu finden.

Es war schon lange bemerkt worden, daß manches Uebel seinen Nutzen hatte. Ich sah weiter um mich hin, ob vielleicht nicht Alles Uebel seinen Nutzen, und seine gute Absicht hätte.

Da fand ich:

Daß jede Art des Uebels Nutzen bringen könnte und wirklich brächte.

Da ließ sich alles Uebel in der Welt unter folgende drei Klassen bringen:

1) Entweder es war eine Nebennothwendigkeit, oder eine unvermeidliche Folge

der

der nützlichen Einrichtungen in dem Menschen, und in der Natur;

2) Oder es war ein unvollkommenes, ein unreifes Gut;

3) Oder endlich, es war ein Mittel zu großen und wohlthätigen Zwekken.

Ich fand ferner:

Daß alles Gute aus dem Uebel entsteht.

Das ist von dem vollkommen Guten aus dem Grunde wahr, weil der Keim einer jeden Vollkommenheit nothwendig unvollkommen seyn, und unsern Augen noch unvollkommner scheinen muß. Von dem Stükwerk im Guten ist das so nothwendig nicht.

Vornemlich läßt sich das von dem moralischen Guten, von der Tugend, behaupten.

Uebrigens fand es sich:

Daß das moralische sowohl, als das physische Uebel die vornehmste Quelle, oder wenigstens Gelegenheitsursache, oder der Reiz zu unsrer Größe und unsrer Vollkommenheit ist.

Ich habe mir manches Detail erlaubt, welches für den gelehrten Denker überflüßig seyn möchte. Meine Absicht aber war, gemeinnütziger zu werden, und auch gemeinen Lesern, die des Trostes noch mehr, als der Gelehrte, bedürfen, Trostgründe mitzutheilen.

Auch mannigmal habe ich auf Nebendinge einen Seitenblik geworfen, wenn sie mir wichtig genug geschienen haben; mehrentheils waren diese Nebendinge zwar entfernte, aber doch nothwendige Vorbereitungen zu dem, was ich zeigen wollte, und zu meinem Zwek gehörte. Zuweilen aber hat auch die bloße eigne Wichtigkeit den Dingen einen Plaz in meiner Schrift verschaft.

Dahin gehört, was ich von den Kräften des Menschen, von ihrer Stufenfolge, von dem Uebergang des Physischen zum Moralischen und Geistigen, von den Absichten des Schöpfers, und dergleichen mehr, gesagt habe.

Nun glaube ich, demjenigen, der einigermaßen im Stande ist, die Dinge im Großen zu betrachten, Gründe an die Hand gegeben zu haben, die ihm das große Räthsel von dem Uebel in der Welt genugsam auflösen. Ich will gleich einen Versuch dieser Grundsätze an dem furchtbarsten Argumente, womit man jederzeit den Deisten geplagt hat, wagen.

Hier ist dies Argument, wie es Laktanz dem Epikur in den Mund gelegt hat.

*) „Entweder will Gott, spricht Epikur, „das Uebel in der Welt aufhalten und kann es nicht;

*) Deus, inquit Epicurus, aut vult tollere mala, et non potest; aut potest et non vult; aut neque vult

„nicht; oder er kanns, wills aber nicht thun; „oder er will es weder noch kann's; oder er „wills und kanns. Wenn er es will und nicht „kann, so ist er schwach; das kann man aber „von Gott nicht sagen. Wenn er es kann und „nicht will, so ist er neidisch; und dieses verträgt

vult neque potest, aut et vult et potest. Si vult et non potest, imbecillis est, quod in Deum non cadit. Si potest et non vult, invidus; quod æque alienum a Deo. Si neque vult neque potest, et invidus et imbecillis est; ideoque neque Deus. Si vult et potest, quod solum Deo convenit, unde ergo sunt mala? aut cur *illa* non tollit? Scio plerosque philosophorum, qui providentiam defendunt, hoc argumento perturbari solere, et invitos pene adigi, ut Deum nihil curare fateantur, quod maxime quærit Epicurus. Sed nos ratione perspecta formidolosum hoc argumentum facile dissolvimus. Deus enim potest quicquid velit, et imbecillitas aut invidia in Deo nulla est: potest igitur mala tollere, sed non vult; nec ideo tamen invidus est. Idcirco enim non tollit, quia et sapientiam simul tribuit, et plus boni ac jucunditatis in sapientia, quam in malis molestiæ. Sapientia enim facit, ut etiam Deum cognoscamus, et per eam cognitionem immortalitatem assequamur; quod est summum bonum. Itaque nisi malum prius agnoverimus, nec bonum poterimus agnoscere. Sed hoc non vidit Epicurus, nec alius quisquam; si tollantur mala, tolli pariter sapientiam, nec ulla in homine virtutis remanere vestigia, cujus ratio sustinenda et superanda malorum acerbitate consistit. Itaque propter exiguum compendium sublatorum malorum maximo, et vero, et proprio nobis bono careremus. Constat igitur, omnia propter hominem proposita, tam mala, quam etiam bona.

„trägt sich eben so wenig mit den Eigenschaften „Gottes. Wenn er es weder kann noch will, „so ist er zugleich neidisch und schwach; und „folglich nicht Gott. Wenn er kann und will, „welches allem Gott zukömmt; woher kommt „denn das Uebel? oder warum vertilgt er es „nicht?„

Hier folgen nun einige Versuche des Laktantius, diesen so furchtbar scheinenden Knoten zn lösen:

„Ich weiß, sagt Laktanz, daß viele Philosophen, welche die Fürsehung verfechten, „durch dieses Argument in Verwirrung gesetzt „werden, und so in die Enge gerathen, daß „sie wider ihren Willen beynahe das zugeben, „was Epikur vorzüglich beweisen will; nemlich, „Gott bekümmere sich um die Welt nicht. „Wir aber, nachdem wir die Sache reiflich „erwogen haben, wir widerlegen leicht dies „furchtbare Argument. Denn Gott kann „alles, was er will, und es ist in ihm weder „Neid, noch Schwachheit. Also kann er das „Uebel heben; wills aber nicht, und ist darum doch nicht neidisch. Deswegen aber „will er das Uebel nicht heben, weil dieses die „Weisheit erzeugt, und weil mehr Zufriedenheit in der Weisheit, als Beschwerde in dem „Uebel ist. Denn die Weisheit macht, daß

„wir uns zu der Erkenntniß Gottes selbst er„heben; und diese Erkenntniß macht uns der „Unsterblichkeit, welche das höchste Gut ist, „theilhaftig. Folglich, wenn wir nicht schon „das Uebel kennten, würden wir auch nachher „das Gute nicht erkennen. Dieses aber sahen „weder Epikur, noch irgend ein andrer, daß, „wenn das Uebel aufgehoben würde, mit ihm „auch zugleich die Weisheit verschwinden „müßte, und keine Spur von Tugend in dem „Menschen zurükbleiben könnte; denn die Tu„gend besteht darin, daß man das Uebel er„trage und überwinde. Mithin würde man „um eines kleinen Gewinstes, um der Aufhe„bung des Uebels willen, des größten, des „wahren und dem Menschen eigenthümlichen „Gutes sich beraubt sehen. Es folgt daraus, „daß alles, das Uebel sowohl, als das Gute, „um des Menschen willen verordnet ist.„

Ich würde nicht ganz, so wie Laktanz, sagen: Gott kann das Uebel heben; denn wir Menschen wenigstens können uns keine Welt denken, woraus alles Uebel verbannt wäre: Ja wir glauben einige Unmöglichkeiten in dieser Aufhebung des Uebels zu sehen; also dürfen wir es nicht wagen, mit Laktantius zu entscheiden, daß Gott alles Uebel in seiner Schöpfung vermeiden, oder aus seiner Welt vertil-

vertilgen könnte. Es scheint uns, daß das Uebel, oder wenigstens die Möglichkeit desselben, ein nothwendiges Resultat von der Natur und der Constitution der Dinge überhaupt ist. Damit wird der Allmacht Gottes nichts vergeben; denn die Allmacht besteht nicht darin, Unmöglichkeiten zu realisiren, noch die Natur der Dinge zu ändern; sondern darin: jedes Ding nach der Möglichkeit seines Wesens, und nach dem Erfordernisse der Combinationen zur Erreichung seiner Zwekke einzurichten.

Das aber würde ich sagen, daß, wenn die Aufhebung des Uebels eine Möglichkeit wäre, der Schöpfer dennoch das Uebel nicht aufheben würde, weil das Uebel ein Mittel, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, das einzige Mittel ist, zur Erreichung seiner großen Absichten; nemlich zur Veredlung seiner Geschöpfe überhaupt, und vornehmlich des Menschen insonderheit.

Darin ist aber die Weisheit des Schöpfers unaussprechlich groß, daß er das unabänderliche Wesen der Dinge, und das unvermeidliche Uebel so zu lenken und zu brauchen wußte, daß er seine größten Absichten dadurch erreichte; so daß man nicht weiß, welches von beyden concurrirenden Gesetzen, nemlich das

Gesetz der wesentlichen Nothwendigkeit der Dinge, und das Gesetz der Weisheit und Güte des Schöpfers, das Grundgesetz bey der Einrichtung der Welt gewesen ist. Wir haben daran in dieser Schrift selbst einige merkwürdige Züge gesehen.

Es ist mir also gleichviel, man mag mir zugeben oder abläugnen, daß Gott das Uebel vermeiden konnte, oder daß er es nicht konnte. Wenn er es nicht konnte, verliert seine Allmacht nichts; wenn er es konnte, ist seine Weisheit groß; konnte er es aber nicht, so ist sie noch größer: denn in diesem Falle hat er die Nothwendigkeit und Weisheit so vollkommen zu vereinbaren gewußt, daß beide alle ihre Rechte behauptet haben.

Also finde ich in diesem Argumente, gewiß das furchtbarste, oder vielmehr das einzige, welches man je den Verehrern der Gottheit und der Fürsehung entgegen gesezt hat, — nichts, das sich nicht durch Grundsätze meiner Theorie auflösen liesse.

Wenn das ist, so habe ich gewiß alles geleistet, was man von mir verlangen kann, und ich wünsche, in den Herzen aller meiner Leser die Beruhigung zu erzeugen, welche mir diese Theorie verschaft hat.

Register.

V. Buch.

Von den Absichten des Uebels.

I. Theil. Von dem Nutzen des Uebels.

Seite

Vorerinnerung — — 1.

I. Abschnitt.

Das Uebel ist Gottes Werk, folglich muß es gut seyn — — 3.

II. Abschnitt.

Durch das Uebel lernt man das Wohlseyn fühlen — — 8.

I. Kap. Das Uebel erhöht das Gefühl des Wohlseyns — — ebend.

II. Kap. Ohne das Uebel würde man das Wohl gar nicht fühlen — 12.

III. Kap. Das negative Uebel erhöhet sehr unsern Genuß und unsre Kräfte — 21.

IV. Kap. Ein auffallendes Beispiel zur Bestätigung — — 28.

V. Kap. Der Mensch hat mehr Mangel, als irgend ein andres Geschöpf — 35.

III. Abschnitt.

Positive Leiden haben ihren Nutzen — 39.

I. Kap. Physischer Nutzen des physischen Uebels — — 43.

1. Art. Eine Naturerscheinung — ebend.

2. — Kinderkrankheiten — 47.

3. — Volkanen, Erdbeben — 50.

Seite
4. Art. Es kann kein Uebel entstehn, welches nicht auf der andern Seite Nutzen bringet — 52.
5. — Von den Krankheiten — 53.
II. Kap. Von dem moralischen Nutzen des physischen Uebels — 58.
1. Art. Von der Noth und den Leiden der Kindheit und Jugend — 59.
2. — Die Leiden stärken die Seele — 64.
3. — Bedürfniß und Uebel knüpfen die Bande der Gesellschaft fester — 72.
4. — Das Uebel erwekt gesellige Empfindungen — — 80.
5. — Von dem Waisenstande — 88.
6. — Viele große Männer sind ungebildet gewesen — 90.
7. — Vom Kriege — 92.

IV. Abschnitt.

Vom moralischen Uebel — 105.
I. Kap. Ein Präjudiz für den Nutzen des moralischen Uebels — 107.
II. Kap. Von dem Nutzen der menschlichen Schwachheit überhaupt — 108.
III. Kap. Fortsetzung — ein Beispiel — 113.
IV. Kap. Fortsetzung — Was nützet diese Größe — — 116.
V. Kap. Von einem Stande der Unschuld 117.
Fortsetzung. Die Tugend beruht einzig und allein auf dem moralischen Verderben — 136.
VI. Kap. Von dem Nutzen der Schranken unsers Erkenntnißvermögens — 139.
VII. Von der Unersättlichkeit der Begierden und Unmäßigkeit der Leidenschaften — 143.
VIII. Kap. Vom Eitelsinn — 147.
IX. — Vom Eigennutz — 166.
X. — Vom Zorn — 176.

Seite
XI. Kap. Von der Schwärmerei — 178.
XII. — Von der Furcht — 195.
XIII. — Von der Liebe — 204.
XIV. — Von den Leidenschaften der Jugend — 209.
XV. — Von dem Eigensinn — 215.

II. Theil. Alles Gute entsteht aus dem Uebel. — — 225.

I. Abschnitt.

Alles Uebel hat Gutes zur Absicht und hat seinen Nutzen — 226.
I. Kap. Alles Uebel hat Gutes zur Absicht ebend.
1. Art. Eine Vorerinnerung — 227.
2. — Alles Uebel hat Gutes zur Absicht 228.
1) Das Uebel ist eine Nebennothwendigkeit — 229.
2) Das Uebel ist ein unreifes Gut — 230.
3) Das Uebel ist ein Mittel zum Guten 237.
II. Kap. Alles Uebel bewirkt Gutes — 239.
1. Art. Erster Irrthum in der Schätzung des Guten, das aus dem Uebel entsteht 240.
2. Art. Zweyter Irrthum — 242.

II. Abschnitt.

Uebersicht der Leiden der Menschen, in Vergleichung mit den Leiden andrer Geschöpfe 245.
I. Kap. Der Mensch hat mehr Leiden, als irgend ein anders Geschöpf — 246.
II. Kap. Einige Betrachtungen über die Leiden, die dem Menschen eigen sind — 249.
III.

Seite

III. Kap. Mit der Veredlung des Menschen wachsen seine Leiden — 253.

III. Abschnitt.

Das Uebel ist zur Bildung des Menschen durchaus nothwendig — 260.

I. Kap Aufmerksamkeit und Bewußtseyn können nur durch Leiden und Unvollkommenheit bewirkt werden. — 261.

II. Kap. Warum die Menschen das Schöne immer in außerwesentlichen Dingen suchen — — 262.

III. Kap. Warum die Menschen ihre Glükseligkeit in außerwesentlichen Dingen suchen — — 272.

IV. Kap. Zerstörung ist nothwendig, wenn der Mensch die Dinge kennen will — 275.

V. Kap. Genuß beruht auf Zerstörung — 278.

VI. Kap. Ob das Vergnügen nicht statt der Leiden einen Reiz zur Thätigkeit abgeben könne — — 281.

Beschluß — — 297.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Villaume, Peter, 1746-1825

Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Bd.: Dritter und letzter Band

Leipzig 1787

Ph.sp. 895 b-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044647-8
VD18 90613783